

Ann Halam

# Schatten- träume



Loewe

# Eins

So wie ihr Vater das Wohnmobil auf seinen Stellplatz manövrierte, mußte etwas „schiefgelaufen“ sein, wie Jessicas kleiner Bruder Paddy sich ausdrücken würde. Ihre Eltern waren mit Adam rausgefahren. Jess hatte ihn beneidet, aber es stand ihm wohl zu, daß er ab und zu die ganze Aufmerksamkeit der Eltern bekam.

Jessica war den ganzen Nachmittag mit Paddy allein gelassen worden. Es waren ein paar anstrengende Stunden gewesen. Sie hatte ihn zum Schwimmen mitgenommen, hatte mit ihm auf dem Spielplatz des Campingplatzes gespielt und sich nach Kräften bemüht, ihn für ein paar andere englische Kinder zu interessieren, die dort waren. Aber Paddy hatte sich geweigert, mit seinesgleichen zu spielen. Er bestand darauf, daß seine Schwester ihm Gesellschaft leistete. Die anderen Kinder wuselten herum und sausten mit ihren knallbunten Mountainbikes kreischend mitten durch das *emplacement* der Familie Raven - so nennen die Franzosen den Stellplatz für einen Wohnwagen. Paddy und sie hatten währenddessen gelangweilt herumgehungen.

Jess verfolgte, wie ihr Vater sich unglücklich mit dem Parken des Wohnmobils abmühte, und fühlte, daß ihre Erleichterung über die Rückkehr der anderen schon wieder schwand. Sie war sicher, daß der Ausflug kein Erfolg gewesen war.

Schließlich ging eine der Türen des silberfarbenen Wohnmobils auf. Ihre Mutter erschien, stieg wie ein erschöpfter Vogel die Stufen hinab aufs Gras, hielt dann

blinden, entschlossenen Schrittes auf Jessicas blaues Zelt zu und verschwand darin. Paddy kreischte „Mum!“, sprang auf und verstreute Spielkarten. Sie hatten Schnipp-schnapp gespielt. „*Setz dich hin!*“ befahl Jessica in extra scharfem Tonfall, damit es saß. „Laß sie in Ruhe, Trottel.“

Ihr Vater kam rüber, und als erstes bemerkte er natürlich das ungespülte Geschirr vom Mittag neben der Campingküche.

„Oh, Jess!“ stöhnte er.

„Ich hatte keine Zeit“, protestierte sie. „Paddy wollte dauernd, daß ich mit ihm spiele.“

„Also erledige es, bevor deine Mutter es sieht. Sie hat sich schon genug aufgeregt ...“ Er stierte auf die Waschschüssel und verstummte wieder mal mitten im Satz - eine Gewohnheit, die Jess verrückt machte. „Ich muß Adam helfen.“

„Ich helfe Adam.“

„Nein“, sagte ihr Vater. „Nein ... Wasch das Geschirr ab.“

Jessica traktierte Paddy, damit er die Karten aufsamelte. „Ich habe Ferien“, wimmerte der kleine Junge. „Du machst alles kaputt.“

Jessica schmolz normalerweise dahin, wenn Paddy einen wimmernden Ton anschlug. Sie war zu weichherzig, um stur zu bleiben, wenn seine kräftige Kleinjungenstimme unter nahenden Tränen zu zittern begann. Aber diese ungerechte Anschuldigung widerte sie an. „Und was ist mit *meinen* Ferien?“ sagte sie.

Während er unglaublich langsam Karten vom Zeltboden aufhob, eine nach der anderen, und sie in einem unordentlichen Haufen stapelte, warf Jessica einen Blick in das blaue Zelt. Die trübe Luft darin roch nach imprä-

gniertem Kunststoff, nach Antimückenöl und warmem, feuchtem Gras - dem Geruch aller Sommer, die sie in Frankreich verbracht hatten. Ihre Mutter lag auf Jess' Luftmatratze, das Gesicht im aufgerollten Schlafsack vergraben.

„Mum? Ist alles in Ordnung? Kann ich dir irgendwas bringen?“

Jess' Mutter hob den Kopf. „Mir geht es gut“, sagte sie in dem kalten sarkastischen Ton, der bedeutete, daß sie kurz vorm Weinen war. „Einfach gut. Mein ältestes Kind, *mein erstgeborener Sohn*, stirbt langsam dahin, und ich kann nichts tun, um ihn zu retten. Manchmal ist mir deswegen ein bißchen elend zumute, ich kann nicht anders. Laß mich ein Weilchen in Frieden, flir ein paar Minuten. Ja?“

„Ja“, sagte Jess hilflos.

Jess brachte das Geschirr zur nächsten Waschstelle und trottete durch die graue Wärme des Wenigstens-regnet-es-nicht-Augustnachmittags. Das Wetter war die ganzen Ferien über scheußlich gewesen, was das Ganze nicht besser gemacht hatte. Die Gebäude mit den sanitären Anlagen waren groß und leuchtend gelb gestrichen mit einem rosa Rand. Sie waren wie großes pastellfarbened Spielzeug über den Campingplatz verstreut, und alle waren gleich. Immer herrschte dort Betrieb. Jess war froh, daß sie draußen ein freies Spülbecken vorfand. Umgeben vom Geschnatter französischer Frauen und Kinder, fullte sie das große Metallbecken. Fahrräder flitzten vorbei, Scharen von Leuten in knalligen Jogginganzügen liefen über den gepflasterten Weg zwischen aufgereihten Wohnwagen und Zelten mit vier Schlafplätzen. Rechts und links von Jess türmten sich Stapel glänzender Pfannen und Teller.

Jemand schrubhte kompliziertes Grillgerät, mit einem Reinigungsmittel, das nach Ammoniak stank.

Jess dachte an *Camping au sauvage* in den Wäldern, daran, von Brot und Früchten und Pâte zu leben und Geschirr in einem Fluß zu spülen, an Vogelgesang und Stille. Die Ravens mieden große überfullte Plätze wie diesen normalerweise. Ihre Mutter pflegte sie Fünf-Sterne-Flüchtlingslager zu nennen. Jedes Jahr im Januar begannen sie ihren Vagabunden-Sommer zu planen - zuerst entschieden sie sich für eine Route, und dann verwarfen sie sofort alles, was entlang der Route nach einem typischen Urlaubs-Campingplatz aussah. In ihrer düsteren Londoner Küche studierten sie den eselsohrigen Michelin-Campingführer und suchten die Plätze heraus, die mit einem Berg markiert waren - was eine sehr einfache Einrichtung bedeutete. Nach Möglichkeit mieden sie alle Campingplätze mit Stromversorgung, weil Strom Wohnwagen hieß, und Wohnwagen hieß Menschenmassen. Besonders wurden sie von den Worten *aire naturelle* angezogen, die einen Platz verhießen, der abgeschieden war und schön lag und nur wenig modernen Komfort bot. Wenn sie dann auf diesen Plätzen ankamen, mußten sie oft feststellen, daß die Schönheit der Natur im Führer übertrieben geschildert war, aber den Ravens war das egal. Sie blieben lieber irgendwo auf einem einfachen Platz in mittelmäßiger französischer Landschaft, statt in landschaftlicher Pracht mit Bar, *supermarche*, Restaurant, Waschmaschinen, Ponyreiten, Tennisplätzen, Grasski und Babygeschrei. Nein danke! Sie hatten kein Verlangen nach einem Freiluft-Touristenhotel, sie wollten wild und ungebunden sein.

Aber Adam konnte so nicht mehr zurechtkommen, nicht

ohne weiteres. In diesem Jahr war das Wohnmobil Teil ihres Lebens geworden - ein von der Sozialhilfe bezahltes, behindertengerechtes Wohnmobil. Adam hatte gute Tage und schlechte Tage. Manchmal war ihm kaum anzumerken, daß irgendwas nicht in Ordnung war, aber selbst an seinen besten Tagen konnte er es nicht allein bis in sein Zelt schaffen. An seinen schlechten Tagen mußte der elektrische Rollstuhl (auch von der Sozialhilfe bezahlt) hervorgeholt werden, und dann war es unmöglich, so zu tun, als wäre das Leben noch normal.

Adam hatte die Salersche Myasthenie, eine schwächen-de Krankheit, die ihre Opfer zuerst verkrüppelt und dann tötet. Sie ist selten und befällt Jungen, Mädchen nicht. Sie kann vererbt sein, aber sie kann auch zufallshhaft auftreten. Die Ravens schien eine Zufallsmutation getroffen zu haben, wie ein Terrorist, der wahllos in die Menge schießt. Für Jessicas Eltern hatte es keine Vorwarnung gegeben. Von der Salerschen Myasthenie hörten sie zum erstenmal, als Adam mit zwölf - Jessica war sechs gewesen und Paddy noch ein Baby - plötzlich eine Brille brauchte. Dann hatte er angefangen, sich beim Spielen schwach zu fühlen, umherzutasten, Sachen fallen zu lassen und ohne Grund zu stolpern. Es begann eine lange Suche, um genau herauszufinden, was los war. Schließlich, nach vielen Tests, war das grausame Urteil ergangen.

Dann hatten alle Angst um Paddy gehabt, aber nach weiteren Tests stellte sich heraus, daß er gesund war und nicht erkranken würde. Und Jessica ... nun, sie war, für lange Zeit, vergessen worden. So fühlte sie sich manchmal immer noch, obwohl sie wußte, daß ihre Eltern ihr möglichstes taten. Sie war gesund, normal - und in Vergessenheit geraten. Einerseits war sie schnell erwachsen gewor -

den, und andererseits kam es ihr vor, als hätte ihr Leben aufgehört.

Sie strich sich eine Strähne ihrer hellen Haare aus dem Gesicht, die noch naß waren von dem ermüdenden Bad im *Camp/mgplalz-piscine* mit Paddy und einer spritzenden, kreischenden Horde von Fünf-Sterne-Flüchtlingen. Jess befürchtete, daß sie sich wieder grün färbten. Schwimmbadwasser ließ Jess' Haare immer grün werden - wegen des Chlors.

*Mein ältestes Kind, mein erstgeborener Sohn.*

Es tat weh, wenn ihre Mutter so etwas sagte. Als ob bloß Adam wichtig war. Jess versuchte, sich nichts daraus zu machen, Mum wollte sie nicht verletzen. Eins der ersten Dinge, die man lernt, wenn etwas Schreckliches ins Leben tritt, ging es Jess durch den Kopf, ist, sich nichts aus dem zu machen, was manche Leute in ihrer Not sagen. Ihr war bewußt, daß sie selbst manchmal solche Sachen sagte.

*Ich wünschte, er wäre tot. Noch mal zehn Jahre halte ich das nicht aus. Warum kann er nicht gehen und in einem Heim leben?*

Etwas stieß ihr in den Rücken.

„He, Grünauge“, sagte Adam. „Wollte sehen, ob ich helfen kann.“

Adam war zu Fuß und stützte sich auf den alten Spazierstock, den er sich vor einem Jahr gekauft hatte. Der Stock war nicht sonderlich von Nutzen, denn wenn Adam sich schwach fühlte, waren auch seine Hände schwach. Er hatte ein paar grauenhaft aussehende Krücken, die mehr taugten, aber er liebte seinen Stock. Er bohrte ihn ins Gras und streckte seine Hände aus.

„Wirf mir ein Geschirrtuch rüber, ich trockne ab.“

Adams Augen waren wie Jess' grün, soweit man das

durch die dicken Brillengläser erkennen konnte. Seine dunklen Haare waren so fest und dick und lockig, wie Jessicas schlaff und glatt waren. Jessica dachte an das erste Mal, als er ins Krankenhaus gemußt hatte. Sie hatte solche Angst gehabt, daß er als unheimlich aussehender kahlköpfiger Fremder wiederkommen würde. Das war nicht der Fall gewesen, und inzwischen wußte sie, daß es keine Rolle spielen würde. Was auch geschah, für sie blieb er Adam, ihr bester Freund. Er war der einzige Mensch auf der ganzen Welt, dem Jess völlig vertraute.

Sie gab ihm das Geschirrtuch und reichte ihm Teller an, einen nach dem anderen und vorsichtig: nicht weil sie zerbrechen konnten - sie waren bruchfest -, sondern weil Adam es haßte, wenn ihm Sachen runterfielen. Er sah über die Reihe glänzender Spülbecken und schnitt ein blödes, trauriges Gesicht. Adam wußte zu oft genau, was in Jess vorging.

„Nicht gerade aufregend, nicht?“

Jess zuckte die Achseln, sie schämte sich. „Oh, schon okay. An heißes Wasser zum Abwaschen könnte ich mich allerdings gewöhnen, und an Spülbecken, die man nicht mit Gras zustöpseln muß. Hast du einen guten Nachmittag gehabt?“

Sie hatte das Thema wechseln wollen, aber sofort wünschte sie, sie hätte sich die Frage verkniffen. Offensichtlich hatten sie *keine* gute Zeit gehabt, sonst würde ihre Mutter nicht als kummervolles Häuflein in Jess' Zelt liegen.

„Nicht allzu schlecht“, sagte Adam, vorsichtig die Rückseite des Tellers prüfend. „Wir haben nicht viel gemacht, wir sind kilometerweit rumgefahren und haben uns die hübsche Gegend angeschaut. Tut mir leid, Jess. Der

hier geht zurück. Ein großer Klumpen Spaghettisoße ist deinem fachkundigen Blick entgangen."

„Paddy ist mir wirklich auf die Nerven gegangen", klagte Jess. Sie nahm den Teller und hoffte, daß er für sich behalten würde, was schiefgelaufen war. „Ich hatte gehofft, ich könnte mich in die Sonne legen und in Ruhe lesen, als ihr auf der langweiligen Besichtigungstour wart. Aber er hat mich nicht in Ruhe gelassen. Warum will er ständig bei mir sein? Ich bin dreizehn, ich bin ein Mädchen! Er müßte meinen Anblick hassen!"

Adam sah sie von oben bis unten an und lachte. „Sei ehrlich, Grünauge, der Kleine hat Geschmack. Du bist nett und lustig, und er vertraut dir. Wenn du ihn abschrecken willst, mußt du dein Wesen ändern. Außerdem - sieh dir die Konkurrenz an! Nichts als ausländisches Pack mit gräßlichen rosa Lycra-Bäuchen, so weit das Auge reicht."

Die Frau am nächsten Spülbecken trug rosa Lycra-Fahrradshorts und ein Bikinioberteil, ebenso ihre Tochter, die mit kindlichem, harmlosem Interesse auf Adams Spazierstock starrte. Beide waren üppig gebaut.

„Adam!" zischte Jess entsetzt.

„Was ist los?"

„Vielleicht verstehen sie Englisch!"

„Na und? Einem armen Krüppel werden sie nichts tun. Außerdem habe ich meinen getreuen Stockdegen, ich fürchte nichts."

Sie kicherte. „Es ist kein Stockdegen!"

Adam rollte die Augen. „Ah, aber sie wissen das nicht!"

Als sie fertig waren, trug Jess die vollgestapelte Schüssel langsam, in Adams Tempo, zurück zum Stellplatz: ungeheuer getröstet durch sein Necken, seine Boshaftigkeit, sein *Da-Sein*. Ihr Vater hatte heißen Zitronentee ge-

macht. Er behauptete, heißer Tee sei das erfrischendste Getränk, das man bei Hitze trinken könne - Zitronentee gab es immer, wenn sie auf einfachen Campingplätzen waren und keinen Wohnmobil-Kühlschrank hatten, um Milch frisch zu halten. Der Himmel hatte sich aufgeklart, und die Sonne war plötzlich kräftig und heiß. Ihre Mutter war wieder auf der Höhe. Sie strich Marmelade auf Zwiebäcke und erzählte ihrem Vater heiter, was es diesen Abend zu essen gab. Das war das Beste an Mum, ihre Niedergeschlagenheit hielt nie lange an. Sie stürzte in furchterliche Tiefs, aber sie brütete nicht. Tapfer und lachend tauchte sie wieder auf, darauf war Verlaß.

Paddy hatte angefangen, aus Kieselsteinen auf dem Zeltboden eine Stadt zu bauen, und nahm Spielkarten, um die Straße zwischen seinen massigen Häusern aus Stein zu pflastern. Jessica lag der Länge nach an den Stadtgrenzen: eine dösende Riesin, Marmeladenzwiebäcke kauend und heißen süßen, starken Tee schlürfend. Paddy fuhr mit einem Auto über ihre nackte Seite und machte ein Brummgeräusch. Er hörte sich an wie eine Hummel. „Jess“, sagte ihre Mutter, „hast du reichlich Sonnenschutz aufgelegt? Die Sonne hat Kraft, wenn sie rauskommt. Hast du die Stellen unter den Trägern nicht vergessen?“

„Nein, Mama.“

Ihre Mutter glaubte es nicht und holte die Creme mit Sonnenschutzfaktor 15. Die Riesin stellte ihren Tee ab, und ihre Mutter rieb ihre Schultern mit Creme ein, linderte die Kränkung jenes Aufschreis: *Mein ältestes Kind, mein erstgeborener Sohn*. Ich liebe dich, sagten Mums Hände, ich liebe dich genauso, wie ich Adam und Paddy liebe, und das wird immer so sein.

Jess blinzelte mit zusammengekniffenen Augen durch

ihre Wimpern auf die Bäume, die den Campingplatz umgaben, und auf das Château mit den großen dicken Türmen, die über den Baumspitzen hervorragten. „Gehen wir da rauf, zum *donjor!*“ fragte sie schläfrig und fühlte sich wieder gut und normal und glücklich. „Gehen wir uns die Burg anschauen?“

„Warum nicht?“ sagte ihr Vater. „Es kostet einen Haufen Geld, aber warum nicht? Wo wir einmal hier sind. Wir gehen morgen.“

Die Burg hatte den Namen Château de Rochers-Jumeaux. Eigentlich handelte es sich um zwei Burgen, auf Felsen erbaut, die über dem modernen Rochers emporragten. Sie waren über eine Brücke miteinander verbunden, die die Schlucht eines kleinen rauschenden Flusses überspannte. Der Tour de Garde, die Burg auf dem östlichen Felsen, war ohne Wasserversorgung. Wenn Leute dort belagert wurden und die Brücke zerstört war, gab es einen Geheimgang durch den Felsen, so daß die Verleidiger hinunterschleichen und Wasser aus dem Fluß holen konnten. Den Nazis hatte sie als Verwaltungszentrum gedient, und am Ende des Zweiten Weltkriegs war sie durch Feuer zerstört worden und bis auf den heutigen Tag eine Ruine. Der Tour des Eaux, der westliche Hauptturm, ehemals der zerfallene Teil, war vollständig wieder aufgebaut worden.

In der Schreckensherrschaft, während der Französischen Revolution, war die Burg von den ortsansässigen Bauern geplündert worden, und viele Schätze waren verlorengegangen...

Jess las diese interessanten Informationen auf einer Tafel (in drei Sprachen bedruckt) auf dem Parkplatz oben auf dem westlichen Felsen, während ihre Eltern und Adam

Eintrittskarten kaufen. Die Verhandlungen waren noch im Gang, als sie alles, was sie lesen wollte, gelesen hatte. Sie ging, um Paddy von den Souvenirständen wegzuzerren, wo er sich wie üblich begeistert über das Spielzeug hermachte.

„Du willst kein Spielzeugauto“, sagte sie streng zu ihm. „Es sind die gleichen wie bei uns. Warum kaufst du nicht ein richtiges Andenken?“

„Ich kaufe einen Eislutscher. Ihre sind anders.“

„Verschwende dein Geld nicht. Es gibt einen umsonst, ich meine, einen von Mums und Dads Geld, auf so einem Ausflug.“

Mit halbem Auge sah sie hinüber zu dem, was an den Burgtoren vorging. Ihr Vater stand an und vergewisserte sich, daß es da eine Menge gab, bei dem Adam mitmachen konnte. Jessica haßte diese Prozedur jedesmal, wenn sie irgendwo reinwollten. Adam war sehr müde heute und saß im Rollstuhl. Aber warum mußte Dad weiter Fragen stellen? Es stimmte, der „Zugang für Behinderte“ stellte sich oft als leere Versprechung heraus, aber Jess würde es vorziehen, und Adam erging es mit Sicherheit genauso, daß sie das unter Ausschluß der Öffentlichkeit herausfinden, auf eigene Faust...

„Komm, sie gehen rein.“

Die Eintrittskartenverkäuferin war aus ihrem Häuschen herausgekommen, um eine breitere Tür in den großen hochragenden Toren zu öffnen. Sie führte die Ravens hinein und gab ihnen einen Plan, auf dem sie den Weg für Rollstuhlfahrer markiert hatte, und erklärte sorgfältig, wie die Stelle zu erreichen war, wo man den *ascenseur* zu den Prunksäulen nehmen konnte, dem Ausgangspunkt des Rundgangs.

Ihre Eltern redeten munter drauflos in schlechtem Französisch. Adam sprach besser. Jessica verstand fast alles, was gesagt wurde, aber wenn sie etwas sagen wollte, geriet sie ins Stocken. Diesen letzten Teil übersetzte sie für Paddy. Er war überrascht.

„Ein Aufzug! Haben sie in der mittelalten Zeit Aufzüge gehabt?“

„Das Wort heißt ‚Mittelalter‘. Es wird ein moderner Aufzug sein. Wieso nicht? Leute benutzen diese Châteaux noch, genauso wie in herrschaftlichen Häusern bei uns noch Leute wohnen.“

Paddy machte ein langes Gesicht. „Ich warte auf dem Parkplatz.“

„Was ist los?“

„Du hast gesagt, da wäre ein dungeon, ein Kerker. Ich wollte die Foltersachen sehen. Wenn es einen Aufzug gibt, können da keine Foltersachen sein.“

„Ich habe von einem *donjon* gesprochen, Idiot. Die großen dicken Türme sind die *donjons*. Dungeons sind was anderes.“

Aber er schaute so verletzt drein bei der Aussicht auf eine Burg ohne Schrecken, daß sie sich erweichen ließ. „Ich bin sicher, daß es eine Folterkammer gibt. Wir werden sie finden.“

Sie standen in einem ausgedehnten kopfsteingepflasterten Hof. Die vielen Besucher um sie her zerstreuten sich und schienen zu verschwinden. Jessica schaute nach oben und rundum und schwankte angesichts der Größe von allem. Als die Zitadelle in Gebrauch war, mußte eine ganze Armee von Leuten hier gewohnt haben.

Der Hof war für die *son et lumiere* hergerichtet, die historische Aufführung, die heute abend hier stattfinden

würde. Die Häuser und alle Wegbegrenzungen ringsum waren beklebt mit Plakaten für diese Darbietung. Die Ravens würden nicht hingehen, die Eintrittskarten waren zu teuer. Paddy wußte das, aber die Plakate, die eine blutige und wirklichkeitsgetreu inszenierte Enthauptung zeigten, hatten ihn begeistert. Darum drängte seine Familie ihn weiter: an der Holzbühne vorbei, den mit Flutlichtern behängten Gerüsten, den Sitzreihen.

Sie entdeckten die Tiergehege. Dort war einmal ein normaler Zoo gewesen mit Löwen, Tigern und einem echten Rhinoceros. Ihre Eltern und Adam wollten sich nach den Anfangszeiten der Führungen erkundigen, während Jess Paddy um Ställe von Meerschweinchen, Kaninchen, Ziegen und Vietnamesischen Hängebauchschweinen herumführte. Sie fand heraus, daß Meerschweinchen auf französisch *cobayes* heißen. Die Schildkröten (*tortues*) wurden gerade gefüttert. Der Tierpfleger hatte einen Sack mit weichen, schlaffen gelben Dingen, die er über die Mauer warf, während Kinder um ihn herum fröhlich nach Luft schnappten. Jess fragte sich, welches Gemüse gelb ist. Als sie näher kamen, sah sie, daß die Schildkröten mit toten *Küken* gefüttert wurden.

Paddy war entzückt, Jess wandte sich angewidert ab. Trotz der gestutzten Hecken und leuchtenden Blumenbeete fand sie, daß da noch immer ein schwacher Gestank nach eingepferchten großen Tieren in der Luft lag, ein hoffnungsloser dumpfer Gestank. Die großen Mauern ragten drohend über allem auf. Der Himmel, der heute blau war, aber noch immer schwer und schwül wirkte, schien wie der Deckel einer Schachtel über ihren Köpfen befestigt. Vielleicht lag es daran, daß Jess Zoos nicht mochte, aber in ihr begann sich das Gefühl breit zu machen, daß ihr das

Château nicht behagte. Es mußte schrecklich gewesen sein, hier zu leben, wie in einem Gefängnis.

Jess und Paddy schlossen sich den anderen wieder an. Ihre Eltern stritten sich gerade über die Picknickbrote, in einer Weise, als ginge es um etwas, das vor Kindern nicht erwähnt werden darf. Jessica wollte die Führung nicht mitmachen und hielt es für Wahnsinn, Paddy mitzunehmen, damit er sich in den „Prunksälen“ ausgefallene französische Möbel und Bilder anschaute. Aber die Führung war bezahlt worden - sie war im Preis für die Eintrittskarten inbegriffen -, und Dad war in einer seiner stumm-halsstarrigen Launen. Also mußte es sein. Die Ravens trotteten zum Aufzug: Paddy aufgeregt, weil er dachte, daß er Folterkammern zu sehen bekäme, ihre Eltern noch immer zankend, Adam vor Erschöpfung schweigsam in seinem Rollstuhl sitzend, der wie eine Wespe summt.

„Ich habe dir doch gesagt, du sollst die Pâte nehmen, Chris...“

„Ich weiß nicht, was an Käse falsch sein soll...“

„Er war für die Nudeln. Muß ich denn alles selbst machen!“

Ohne recht zu wissen, was los war, begann sich der Ausflug zum Château in Jessicas Gefühl in eine dieser Ferien-Pleiten zu verwandeln, für immer festgehalten in den unglücklichen Gesichtern der Familie auf den Fotos von diesem berühmten Château, die in ein Album geklebt werden mußten ... Der Aufzug befand sich in einer Art mittelalterlichen Unterführung. Daneben gab es eine breite, mit einem Eisengitter bedeckte Öffnung im Boden.

„Verliese!“ jauchzte Paddy. Aber sie zerren ihn grausam weg, bevor er sich den Kopf einklemmen oder sich in die Öffnung stürzen konnte.

„Es ist wahrscheinlich bloß der Burgbrunnen“, beruhigte Jess ihn.

Die Führung begann im prunkvollen Bankettsaal. Es war ein großer Raum mit einem langen glänzenden Tisch in der Mitte, gedeckt für ein Essen, das es nie geben würde, ähnlich wie in einem Puppenhaus. An den Wänden aufgereiht hingen goldgerahmte Bilder, so viele, daß sie einem alle gleich vorkamen. Die Burg-Führerin sprach eintönig weiter und weiter, ihre Opfer standen in einem eingeschüchterten Haufen da. Jeden, der unruhig wurde oder sich räusperte, musterte sie mit einem grimmigen Funkeln in den Augen.

In der Hauptsache schien sie zu verkünden, daß alles, was sie in der Burg zu sehen bekämen, Imitation war. Es war alles rekonstruiert, nichts war echt, keins der prunkhaften Möbel stammte von hier, niemand war je in den Verliesen gefoltert worden... Jess wollte Adam zuflüstern, daß ihre letzte Bemerkung eindeutig eine Lüge war! Aber Adamschieneingeschlafenzusein: seinKopfwargeneigt, seine Augen halb geschlossen. Paddy startete wie hypnotisiert auf das vergoldete Tafelgeschirr aus Kristall. Wahrscheinlich gab er sich einer seiner Zähl-Trancen hin, er liebte es, Gegenstände zu zählen. Jessica war zu Tode gelangweilt. Sie sah flüchtig auf den Prospekt in ihrer Hand und erblickte noch mehr tödlich langweiliges Zeug: die Rüstkammer, die Küchen, die *cachots* (das hieß richtige Kerker, Paddy würde sich freuen), das Resistance-Museum ... Grrr, noch mehr Folterreikte.

*Das halte ich nicht aus*, beschloß sie.

Ohne sich die Sache noch mal durch den Kopf gehen zu lassen und vor allem, ohne die Aufmerksamkeit ihrer Eltern auf sich zu lenken, löste sie sich plötzlich, aber leise

von der Besuchergruppe und steuerte auf die großen zwei-flügeligen Türen zu.

Einmal draußen, war sie sich nicht schlüssig, was tun. Statt allein unterwegs zu sein, hätte sie sich lieber mit Adam zusammen davongestohlen und gesehen, ob sie die Brücke über die Schlucht überqueren konnten, die für Besucher gesperrt war - immer sind die aufregendsten Orte in Burgen gesperrt. Früher hatten sie häufig solche Sachen gemacht. Adam war nicht zu bändigen, auch seit er krank war nicht, und zugleich so vernünftig, so überlegt, daß die Erwachsenen ihm nie wirklich etwas nachweisen konnten, wenn er sich und Jess etwas eingebrockt hatte. Aber diese Zeiten waren jetzt vorbei.

Sie blätterte den Prospekt durch. Was sonst noch hatte dieser Ort zu bieten? Sie wollte weder ein Andenken kaufen noch das Aquarium oder das Heimatkundemuseum oder das Diorama von der Schlacht von Crecy anschauen. Schon gar nicht stand ihr der Sinn nach Fotos von Widerstandskämpfern, die der Gestapo in die Hände gefallen waren. Am Ende schlenderte sie einfach durch die übrigen Prunksäle und immer weiter durch einen breiten Korridor ohne Läufer bis zu den für Besucher nicht zugänglichen Räumen. Schließlich gelangte sie zu einer weiteren zwei-flügeligen Tür. Sie drückte einen Flügel auf und fand sich in einer ruhigen kalten Farbenflut wieder. Die Luft roch nach Stein und Bienenwachs. Es war die Burgkapelle.

Nachdem ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah sie schlanke Säulen und dicke Pfeiler durch die Dunkelheit aufragen. Die Decke hoch oben war netzartig mit einem fein verästelten Steinmuster überzogen. In Kerzenwandleuchtern gab es ein paar kleine elektrische Lampen. Unter den schmalen buntbemalten Glasfenstern war

der Boden voller bunter Farbflecken. Die Säulen waren rautenförmig in Blau und Rosa und mit silbernen Girlanden bemalt. Auf den dicken Pfeilern, die mit den Säulen abwechselten, waren Heilige, Blumen und Tiere zu sehen, und in Nischen standen Statuen von Heiligen. Das Gewölbe war zwischen dem Steinmuster in Blau gehalten und mit goldenen und silbernen Sternen übersät.

Es war noch ein Besucher da, ein älterer Mann. Er kniete im Dunkeln hinten in der Kapelle und betete entweder, oder er war hier, um einen Moment der Ruhe zu haben. Jess bewegte sich leise. Im Prospekt las sie, daß keine dieser verblichenen Farben wirklich alt war. Vielmehr handelte es sich um eine Rekonstruktion aus dem Jahre 1887, die zeigen sollte, wie die Kapelle im Mittelalter ausgeschmückt gewesen war.

Jess fühlte sich betrogen. Alles in dieser Burg schien restauriert oder nachgeahmt, nichts war alt, nichts war echt. Sie gelangte zu den Altarstufen. Neben dem Altar hing an einer silbernen Kette das Ewige Licht. Ein Geruch nach Weihrauch lag in der Luft. Sie ging nach links weiter, wo es laut Prospekt in der Marienkapelle eine Muttergottesstatue aus dem vierzehnten Jahrhundert gab. Endlich etwas wirklich Altes! In einem schmiedeeisernen Ständer flackerten Kerzen. Jess setzte sich auf einen der Stühle, deren Sitzflächen aus Korbgeflecht waren.

Bei der Statue handelte es sich um eine sogenannte „Schwarze Madonna“, wegen des schwarzen Holzes, aus dem sie geschnitzt war. Klein und rundlich von Statur, war sie in einen dicken kegelförmigen Umhang aus dunklem, goldbesticktem Brokat gehüllt, trug eine vergoldete Krone, die zu groß für sie wirkte, und hielt etwas in ihren Händen, eine Art Dornenkrone, die in allen Farben schil-

lerte und die sie über den Kopf des Kindes auf ihrem Schoß hielt. Sie wurde die Heilige Muttergottes der Kapelle genannt... *Bei der couronne* (damit mußte die Dornenkrone gemeint sein, entschied Jess, die im Prospekt las...), *die hier zu sehen ist, handelt es sich um eine Kopie aus Glas und unedlem Metall aus dem neunzehnten Jahrhundert, Das Original, das wegen seiner Größe und der Qualität der Steine eine Kostbarkeit von enormem Wert war, ist während der Schreckensherrschaft verlorengegangen.*

Ha! Typisch! dachte Jess.

Aber irgendwie rührte die Schwarze Madonna mit der nachgebildeten Dornenkrone ihres Kindes Jess an. Wenn der Prospekt stimmte, hatten unendlich viele Menschen an die Kraft dieser merkwürdigen kleinen Frau geglaubt, hatten hier gekniet und gebetet: *Bitte, nimm dieses Leid von mir. Laß mir dieses Unglück nicht widerfahren.* Die Ravens gingen nicht zur Kirche, sie waren nicht religiös. Wenn sie sich Adams wegen um Trost an Gott wandten, so hatte Jess ihre Eltern das nie aussprechen hören. Ihre Mutter hätte dazu auf jeden Fall zuviel Stolz, dachte sie. Aber selbstverständlich beteten sie. Jeder betet.

Jess selber hatte in Gebeten gefleht, eine berühmte Molekularbiologin zu werden und ein Heilmittel für Adams Krankheit zu finden. Sie hatte einen Handel zu machen versucht mit egal welcher Macht, die ihren Bruder niedergestreckt hatte, und bot im Gegenzug zu seinem ihr Leben an (ich heirate nicht, ich werde keine Kinder bekommen, ich widme mich meiner Forschung ...). Ihr war klar, daß es nicht funktionieren würde, aber das leichtfertige Angebot sorgte manchmal dafür, daß sie sich besser fühlte.

Sie machte sich plötzlich bewußt, daß dieser Tag, dieser

Ausflug ruiniert worden waren, weil ihre Eltern und Adam dieses eine Mal die harte Arbeit, die sie sonst leisteten, eingestellt hatten - ihre unsichtbare Anstrengung, heiter zu sein und so zu tun, als wäre alles normal. Sie hatten den Mut verloren, *und ich war keine Hilfe*, dachte sie. Aber ich werde mich bessern. Alles, was ich bräuchte, wäre eine Möglichkeit innezuhalten, die Chance zum Atmen.

Sie startete noch immer auf die Muttergottesstatue, nahm sie in Wirklichkeit aber gar nicht wahr. Ihr Kopf war so leer und ruhig wie die Kapelle. Die *couronne* aus Juwelen begann zu glühen, stieg aus den Händen der Muttergottes empor und schwebte in der Luft. Jede einzelne ihrer Facetten, alle wundersam verschieden, war so gearbeitet, daß sie mit vollkommener Genauigkeit eine in die andere paßten. Jess war nicht klar, daß jeder Juwelier eine solche Arbeit hätte anfertigen können: Smaragde, Rubine, Diamanten aneinanderfügen ... *Sie ist schön*, rief sie. *Sie ist schön...*

Jess fuhr zusammen. Die glühende Erscheinung war verschwunden, die Schwarze Madonna hielt die Krone aus buntem Glas und ziemlich angelaufenem Metall wie zuvor. Ihr war, als wäre sie mit einem Ruck aus einem lebhaften Traum aufgewacht. Sie sah sich schnell um aus Angst, sie hätte laut gesprochen, aber das konnte nicht der Fall sein, denn der ältere Besucher hinten in der Kapelle saß unbewegt an seinem Platz. Als sie zu ihm hinsah, stand er bedächtig auf, bekreuzigte sich und ging.

„Albern“, murmelte Jess. „Ich spinne. Vielleicht liegt's am Weihrauch. Ich verschwinde besser von hier.“

Im Hof des Musee de la Resistance stieß sie fast mit Adam zusammen, der gefährlich schnell über das Kopfsteinpfla -

ster sauste. Er wehrte sie vom Rollstuhl ab. „He“, sagte er. „Paß auf. Du zerkratzt meinen Lack.“ Er sah sie neugierig an. „Was ist? Hast du einen Geist gesehen?“

„Ich - ich weiß nicht, kann sein.“

„Du Glückliche. Hast du irgendwelche Hinweise auf den verlorenen Schatz gefunden?“

„Gibt es einen?“

„An einem Ort wie dem hier? Da muß es doch einfach einen geben.“

Sie rief sich in Erinnerung, daß die echte Krone „von enormem Wert“ in der Französischen Revolution verlorengegangen war. Das sah Adam ähnlich, ihre Gedanken vorauszuahnen. Einen Hinweis auf einen verlorenen Schatz? Irgendwie war die Vorstellung furchterregend, nicht aufregend. Ehe sie etwas sagen konnte, kam Paddy angestürzt.

„Wir haben Kerker gesehen!“ rief er. „Und da waren Leute drin und wurden gefoltert!“ Sein Jubel schwand ein wenig. „Es waren keine echten Menschen“, gab er zu, „sondern Puppen.“

„Eine sehr saubere Besetzung für einen Kerker“, grinste Adam. „Disneyland.“

Ihre Eltern kamen. „Ihr könntet auf den Turm rauf, bot Dad an. „Die andern gehen gerade auf den *Donjon-Turm*, aber wir haben sie gehen lassen. Uns hat's gereicht.“

„Wir gehen aber auf das Fest!“ rief Paddy. „Am Abend, im Dunkeln, gibt's ein Fest mit Feuerwerk und Krachern und Coca und Discomusik, und alle dürfen hingehen!“

„Es ist der Abschluß der *Son-et-lumiere-Sp|e|z|e|t*“, erklärte Mum. „Die ganze Stadt ist mit von der Partie. Am letzten Abend gibt es ein Fest mit freiem Eintritt für alle, und die Leute, die in dem Schauspiel mitmachen, kommen

nach der Vorstellung im Kostüm runter. Es ist zufällig heute abend, also haben wir Glück."

„Was? Wir kommen wieder hierher, zur Burg?" Jess wollte sich nicht so erschreckt anhören.

Die anderen schauten verwirrt. „Nein, nein", sagte Mum. „Hier oben in den Prunksälen gibt es einen Empfang für die großen Tiere, aber das Fest findet unten in Rochers statt. Ist das in Ordnung, Jess?"

„Essen! Essen!" sang Paddy. „Ich sterbe vor Hunger!"

„Mir reicht's auch", sagte Jess. „Fest klingt gut, gehen wir und essen was."

Also gingen sie, um einen Picknickplatz zu suchen, und fanden ihn auf der höchsten Terrasse des Tiergartens. Die düstere Stimmung ihrer Eltern war verflogen, vielleicht aus dem Gefühls heraus, etwas geleistet zu haben, weil sie die Führung überstanden hatten. Doch aus welchem Grund auch immer, sie waren wieder zufrieden. Jess sagte sich, daß ihre „Vision" in der Kapelle eine Mischung aus einem Tagtraum und einer Lichttäuschung gewesen war. Sie fühlte sich noch immer sonderbar, so als wäre sie nur um Haaresbreite entkommen, und war sehr erleichtert über den Gedanken, daß sie nicht noch mal dieses drohend aufragende Gemäuer betreten mußte, obwohl sie den Grund für ihre Erleichterung nicht genau hätte benennen können.

# Zwei

Jess schminkte sich mit einem weichen Stift die Augenbrauen und Augenlider rauchgrau und tuschte sich die Wimpern. Mum wollte nicht, daß sie Make-up auflegte, nur Sonnenschutzcreme war erlaubt. *Heb dir das auf, bis du vierzig bist, sagte sie, und es wirklich nötig hast. Schmink dir das Gesicht, und du hast es schnell ruiniert.* Jess benutzte keinen Lippenstift, wenn schon, dann sollte es ein ungewohnter Farbton sein, und den fand sie nicht. Sie löste ihre Haare, die sie am Morgen nach dem Duschen naß geflochten hatte, und sie sprangen zu einer dicken krausen Wolke auf. Sie fuhr mit den Fingern hindurch und prüfte die Wirkung bei ihren grünen Augen und den ausgeprägten Sommersprossen auf dem breiten flachen Nasenbein.

Jess seufzte resigniert. Von Natur blond zu sein ist nicht besonders toll. Es bedeutet, man hat helle Augenbrauen, Schweinswimpern und - meistens - strähnige Haare, die in einer halben Stunde fettig werden, egal, was man mit ihnen anstellt. Wenigstens waren ihre Haare fast weiß-blond, also skandinavisch blond, nicht englisch blond. Die Mutter ihrer Mutter kam aus Finnland. Und sie war auch nicht krebsrot von der Sonne wie die meisten Engländerinnen. Von Sonnenbrand wurde Jess meistens verschont, und der hohe Schutzfaktor, auf dem ihre Mutter zusätzlich bestand, sollte verhindern, daß sie wegen des Lochs in der Ozonschicht Hautkrebs bekam.

Alle sollten verkleidet auf dem Fest erscheinen. Jess zog eine lange weiße Musselinbluse mit Rüschen und ihren

schwarzen glatten Webrock an. Sie betrachtete sich und fragte sich, warum sie diesen ganzen Aufwand trieb. Sie ging nicht davon aus, jemanden kennenzulernen. Jungen! Wie hätte sie es denn zuwege bringen sollen, mit einem fremden französischen Jungen ein Gespräch anzufangen?

Wahrscheinlich würde sie ohnehin bei Paddy bleiben müssen.

Rochers mit seinen *son et lumiere* und seinen Burg-Führungen zählte normalerweise nicht zu den Städten in Frankreich, wo sie länger verweilten. Es gehörte zu der Sorte von Stadt, wo alle Straßen Fußgängerzone waren und von Restauranttischen und Antiquitätenläden gesäumt wurden: wo selbst das Gemüse auf dem angeblich „historischen Markt“ so teuer war wie bei Harrods und die Einheimischen einen gerade so lange anschauten, um sicher zu sein, daß man Geld hatte. Ingeheim sehnte sich Jess nach Städten wie Rochers, aber Mum nannte sie „für uns zu schön“. Sie hatte recht. Was das anging - Jess konnte es genausowenig leiden, ausgenommen zu werden, wie ihre Eltern. Sie gingen oft an Orten wie diesem durch die hübschen Straßen, sahen sich die Sehenswürdigkeiten an, aßen dann ihre Brote bei einer berühmten alten Kirche - und fuhren irgendwohin weiter, wo es menschlicher zuzuging...

Warum also waren sie hier? Jess betrachtete stirnrunzelnd ihr Spiegelbild und akzeptierte, daß es ihr nie klar werden würde, sowenig wie sie je erfahren würde, was gestern losgewesen war, als Mum in Tränen aufgelöst von dem Ausflug zurückkam. Sie hatte einen Instinkt dafür entwickelt, keine Fragen zu stellen. Heute abend fand ein Fest statt, das irgendwie lustig sein sollte - und morgen würden sie woanders sein.

Zurück auf dem *emplacement*, trug Paddy ihr schwarzes T-Shirt, das ihm bis zu den Knien reichte, ihren Schal als Schärpe und ihr schwarzes Haarband als Piratenklappe über einem Auge. Er hatte sich sein geliebtes Plastikentermesser in die Schärpe gesteckt, im Haarband steckten drei Federn, und er hatte sich wilde rote Streifen quer über die Nase gemalt, mit Gesichtsfarbe aus seiner „Mach-Paddy-fröhlich“-Kiste. Adam hatte sich ebenfalls einen ihrer Schals, ein geometrisch grell rot und weiß gemustertes großes Halstuch, flott um den Kopf geschlungen.

„Ihr seht lächerlich aus“, sagte Jess. „Alle beide. Was bist du, Paddy, ein Pirat oder ein Apache?“

„Beides. ich bin ein Pirat mit Kriegsbemalung.“

Jess lachte. „Verpaß ihm einen Schnurrbart, und vergiß nicht, seine Zähne zu schwärzen.“

„Geht nicht. Da gibt's nichts zu schwärzen.“ Adam stach die Spitze eines schwarzen Gesichtsstiftes vorn in die Lücke, die einer von Paddys Milchzähnen hinterlassen hatte. „Ein Loch läßt sich nicht schwärzen.“

„Schwärze es!“ schrie Paddy, warf sich auf den Boden und fing brüllend an zu lachen. Er war ganz versessen auf das Fest.

An ebendiesem Spätsommerabend zweihundert Jahre zuvor hatte eine Horde Hunger leidender Bauern die Tore des Tour des Eaux gestürmt und in der Zitadelle des verhaßten Barons gewütet. Eine Wiederauflirung jenes Vorfalls bildete das großartige Finale der jährlichen *son et lumiere*. Den Auskünften der Burg-Führerin nach sei der Baron damals schon über alle Berge gewesen, mit seiner Familie habe er das Land verlassen, bevor die Revolution ihren Höhepunkt erreichte. Außer ein paar Bediensteten, von

denen die meisten mit dem Leben davonkamen, habe sich niemand in der Burg aufgehalten ... Und bei den „Hunger leidenden Bauern“ habe es sich vermutlich schlicht um umherziehende Räuber gehandelt, die politische Ungerechtigkeit nicht scherte. Die Wiedergabe in der jährlichen Aufführung war eine künstlerische Darstellung und beruhte nicht auf Tatsachen.

Aber was wissen Burg-Führer tatsächlich? Heute abend mutete Rochers zweifellos wie eine Stadt an, die etwas Bedeutsames feierte. Die Ravens parkten das Wohnmobil und schlossen sich den Menschenmassen an, die auf einen freien Platz unter dem westlichen Felsen strömten. Hoch droben hatte die Aufführung begonnen. Aus Lautsprechern an girlandengeschmückten Stangen um das Gelände herum drangen laute Stimmen, Kriegsmärsche und das Klirren von Waffen: In dem Ritterkampfspiel war eine Schlacht im Gange.

„Über dem Turm der Zitadelle flackern seltsame Lichter“, sagte Adam. „Was für eine Teufelei bereiten unsere Herren da vor?“ Er lachte Jess zu. „Es ist komisch, nicht? Du und ich, wir wühlen hier unten im Dreck, während die Aristos da oben schwelgen: wie in alten Zeiten. Die Revolution scheint nicht viel geändert zu haben.“ Er schwenkte die Faust zum *donjon*, der über ihnen aufragte. „A bas de la tyrannie! Nieder mit der Tyrannei!“

„Wenigstens hat es nichts gekostet“, machte Jess ihn aufmerksam.

Adam schob sich in seinem Rollstuhl unbarmherzig durch die Menge, um die Büfettische zu prüfen, wo es für fünfunddreißig Francs pro Kopf zu essen gab: *charcuterie, salade russe, tarte aux poivres*. Er kam zurück und verkündete, daß er gezahlt habe, um nicht davon essen zu

müssen. „Zwei Scheiben toten Hund und eine Untertasse voll Erbrochenem ...“

Dad sagte zu ihm, er solle nicht xenophob sein, also fremdenfeindlich. Adam fand es aber durchaus sinnvoll, mit Leuten, die toten Hund aßen und sich aus Spaß erbrachen, nichts zu tun haben zu wollen. „Wie wär's mit englischem Gelee und Pudding?“ konterte Jess. „Mit gehäuteter Schnecke in Schleimsoße? Wie wär's mit *trifle*, mit gepreßter Zunge? Blähhhh!“

„Blähhhh!“ kreischte Paddy entzückt.

Dad spuckte aus, während seine Kinder Würgegeräusche machten und kicherten.

„Wir jedenfalls haben gegessen“, sagte Mum, um für Ruhe zu sorgen.

Ihre Eltern gingen, um an einem der Weinstände eine Flasche Wein zu kaufen und um irgendwo einen Platz zum Sitzen zu suchen. *Amplan d'eau* - dem kleinen See in der Mitte des Geländes - waren Stühle für die Feuerwerksdarbietung aufgestellt. Jess, die Feuerwerke liebte, wollte mitkommen, weil sie sich einen Platz mit gutem Blick sichern wollte.

Plötzlich setzte Discomusik ein, und für Paddy gab es kein Halten mehr. Er rannte zu der Tanzfläche im Freien, und sein Bruder und seine Schwester mußten folgen, wobei Adams Rollstuhl über das Gras holperte. Sie schauten ihrem verrückten kleinen Bruder zu, der sich herumwarf, auf den Brettern herumrollte und mit den Beinen in die Luft trat. Paddy hielt sich für den verwegensten Tänzer der Welt. Er war überdreht komisch, was peinlich wurde, als die Tanzfläche sich zu füllen begann. Der guten Laune der französischen Festbesucher - junge und alte, die meisten kostümiert - tat das keinen Abbruch, aber Paddy krachte

weiter gegen Leute. Jess mußte hinstürzen und ihn wegzerren.

„Ich bringe ihn weg“, bot Adam an. „Du kannst bleiben.“

Aber ihr war nicht nach Allein-Tanzen zumute, und es würde keinen Spaß machen, einsam am Rand zu stehen in der Hoffnung, irgendein Fremder - mit dem sie dann doch nicht reden konnte - würde sie auffordern.

Es standen große Behälter voll mit Eis, Dosenbier und alkoholfreien Getränken herum. Eine schöne Französin, als schwarze Katze verkleidet, hielt an und sagte zu ihnen - auf englisch -, die Getränke seien frei, nur flir Wein und Essen müsse bezahlt werden. Jess zog eine Dose Cola für Paddy heraus und eine Dose Heineken für Adam. Sie zögerte. „Oh, mach schon“, sagte ihr Bruder. „Es wird dir nicht schaden. Trink einfach nicht zuviel, falls doch, bleib bei mir. Mir ist lieber, du hängst elend auf meinem Schoß rum als unter irgendeinem Busch mit irgendwelchen betrunkenen Bauern...“

Jess lachte und zog ein Bier heraus. „Ich nehme auch eins.“

Piraten und Cowboys und balinesische Tänzerinnen mit leuchtend geschminkten Augen wirbelten lachend und schwatzend um sie herum. Die Discomusik - die durch die festliche Stimmung sehr gewann - schien alle zum Tanzen anzuregen.

„Warum machen wir so was nicht?“ fragte Jess.

„Wenn, würden wir nicht hingehen“, sagte Adam. „Wir Engländer sind zu faul. Wir würden zu Hause vor unseren Fernsehapparaten sitzen bleiben.“

Es war stockdunkel, als sie sich auf die Suche nach ihren Eltern machten. Ausnahmsweise einmal war es ein heißer Tag gewesen, der Abend war warm, und es lag Gewitter in der Luft. Mum und Dad hatten einen Tisch und Stühle direkt an dem Seil ergattert, das die Leute vom Seeufer fernhielt. Ein Schild warnte davor, über das Seil zu steigen. „Ne passez pas devant la corde!“ las Dad. Auf der schwimmenden Bühne, wo gerade das Feuerwerk vorbereitet wurde, zuckten Lichtstrahlen auf. Plötzlich schoß ohne Vorwarnung ein Baum aus Silber und Grün in den dunklen Himmel und sank hinunter ins ebenso dunkle Wasser. Millionen grüner und silberner Funken flammten auf und funkelten verdoppelt auf den kleinen Wellen. Die Menschenmenge am Ufer rang nach Luft. Eine Rakete in Gold und Rot stieg auf, magisch gespiegelt im Wasser. Paddy johlte und schwenkte sein Entermesser.

„Entzückend!“ rief Jess. „Feuerwerke sind das Größte!“

Sie schüttete den letzten Tropfen ihres Biers hinunter und glaubte nicht, daß es eine Wirkung auf sie gehabt hatte, glücklich war sie auch so. Wenn im Leben etwas Schreckliches eintritt, gibt es dennoch vollkommene Augenblicke - und dies war einer. Zufrieden lehnte sie sich an Adam und nahm dieses eine Mal ohne Bitterkeit den Rollstuhl und was damit verbunden war hin.

Mit halbem Auge behielt sie Paddy im Blick, der auf dem Sprung war, *depasser devant la corde*, und in den See fallen würde, wenn man ihn ließ. Aber sie vergaß ihn, als drei noch großartigere Raketen in den Nachthimmel aufstiegen. Als sie im nächsten Moment hinsah, war Paddy weg.

In der Dunkelheit hinter den Scheinwerfern der Tanzfläche holte sie ihn ein.

„Paddy! Komm zurück! Du kannst nicht einfach allein loslaufen!“

Er drehte sich um, Feuerwerkslicht warf seltsame Muster auf seine Kriegsbemalung. „Du kannst auch mitspielen“, sagte er. „Wir schleichen in die Piratenburg.“

„Wer ist wir?“

„Ich und meine Mannschaft. Du kannst mitmachen. Komm.“ Er hatte einen Weg entdeckt, der um den Fuß des Felsens herum in den Wald führte, und stapfte weiter, ein störrisches kleines Wesen in seiner eigenen Welt.

„Piraten haben keine Burg ...!“ protestierte Jess. „Komm zurück - wir verpassen das Feuerwerk ...“

„Dieses wohl. Ein Feuerwerk ist nicht aufregend. Laß uns gehen. Ich bin Peter Pan, du darfst Wendy sein.“

Jetzt reichte es. Das ist der Dank dafür, dachte Jess grimmig, daß ich einen Sechsjährigen wie einen Freund behandle. *Er wollte nicht kapieren*, daß Jess sich nicht mit den geistlosen Kleinmädchen-Rollen abfinden würde. Mit zwei Schritten war sie bei ihm, drehte ihn herum und packte ihn vorn bei seinem - ihrem - T-Shirt.

„Hör zu, Sonnenschein. Ich hab' es dir schon mal gesagt. *Ich bin nicht Wendy*. Wendy ist eine Massenhalluzination, es gibt sie nicht. *Ich bin Tinkerbell, die böse Fee*. Kapiert? Die böse garstige Fee, die Fee mit Haltung. Du kommst jetzt mit, zurück zur Aufführung, bevor sie sich Sorgen machen.“

„M-m-massen-hallo-ziehwallo?“ Paddys strahlende Augen, Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt, schauten trotzig. Jess fing an, ihn sanft zu schütteln - und jemand kicherte.

Sie waren nicht allein.

Vom ersten Augenblick an war Jess klar, daß die Kinder

Unannehmlichkeiten verhiessen. In ihren zerlumpten Kleidern waren sie schweigend aus der Nacht aufgetaucht, versammelten sich in einem Halbkreis um Jess und Paddy und starrten. Obwohl es hier draußen weit weg von den Lampen dunkel war, konnte sie erkennen, daß sie kostümiert waren. Sie trugen selbstgemachte Kostüme aus alten Zeiten, aus keiner bestimmten Epoche: „Hosen“, bei denen es sich um abgeschnittene Hosen ihrer Väter handelte, und „lange Kleider“, die bei einer erwachsenen Frau bis zu den Knien gereicht hätten, hingen um ihre Knöchel. Sie waren barfuß oder trugen Holzschuhe. Ihre Augen und Zähne schimmerten.

Es war ein Wiehern, kein Kichern: ein grausamer Klang. Er kam von einem Jungen um die zehn Jahre, der sich vor den anderen aufgebaut hatte. Einige von ihnen sahen älter aus, aber der Junge schien der Anführer zu sein. Eine dunkle Haarlocke hing in sein schmales weißes Gesicht.

„Wer bist du?“ fragte er auf französisch.

Jess fiel auf, daß sie passend zu ihren Kostümen men-  
genweise Dreck aufgetragen hatten - graue Flecken auf Nasen, dicken Schmutz auf Händen, Knien und Kleidern. Viele Kinder auf dem Fest waren kostümiert, aber diese sahen aus, als hätten sie tatsächlich bei der Aufführung mitgemacht. Das erklärte, warum sie sich ihrer so sicher schienen, es erklärte nicht den widerlichen Tonfall des Jungen.

„Wer seid ///r?“ fragte Jess, ebenfalls auf französisch. „Was starrt ihr uns an?“ Sie ließ sich doch nicht von einem kleinen Kind einschüchtern. Doch der Junge machte ihr angst.

Die Kinder beachteten Jess nicht, sondern sahen Paddy an. „*Tu veux jouer?*“ fragte der Junge mit den dunklen

Haaren, was hieß: „Willst du spielen?“ Aber er sagte es mit einem so bösen kalten Lächeln, daß man meinen konnte, er würde eine Katze zum Mitkommen einladen, um sie zu ertränken. Er sah aus wie die Sorte Jungen, die Vergnügen daran hätten, eine Katze zu ertränken. Jess hatte Paddys Hemd losgelassen. Ob er die Worte verstand oder nicht, er wußte, daß er aufgefordert war, bei irgendeiner Dummheit mitzumachen. Wie magnetisch angezogen ging er zu den Kindern. Die ganze Gruppe - es waren um die zwanzig Kinder - begann, den Weg hochzugehen.

„He“, schrie Jess, lief hin und schnappte ihren Bruder. „Was macht ihr? Laßt ihn in Ruhe!“

„Habt keine Angst“, rief eine Stimme von unten. „Ich bin bei ihnen.“ Ein Junge oder ein junger Mann, ungefähr in Adams Alter, erschien.

„Ich bin für sie verantwortlich“, sagte er lächelnd. „Es ist alles in Ordnung.“

Er war nicht so groß wie Adam, hatte braune Haare und helle Augen und hatte entweder von Natur eine dunkle Hautfarbe oder war stark gebräunt. Er lachte, ein nett es Lachen mit weißen Zähnen. Jess sah ihn fest an und merkte, daß er weder betrunken war noch gefährlich oder zudringlich.

„Ich bin Jean-Luc“, sagte er. „Und du?“

Jess kam plötzlich zu dem Schluß, daß die Bauernkinder nicht allzu schlimm sein konnten, wenn Jean-Luc ihr Aufpasser war. Ihre Eltern hatten sicher nichts dagegen, wenn sie und Paddy bei diesem Spiel mitmachten. Sie hofften immer darauf, ihre Kinder würden französische Freunde finden.

„Ich bin Jessica Raven. Das ist mein Bruder Paddy. Wir kommen aus England.“

Während Jean-Luc und Jess dastanden und einander anlächelten, beide unsicher - so kam es Jess vor -, wie sie eine Unterhaltung anfangen sollten, waren die Kinder wieder den Weg hoch in den Wald gelaufen und hatten Paddy mitgenommen. Jean-Luc schrie leise auf. Er brauchte nicht zu erklären, daß er besorgt war und daß diese Kinder ihm wirklich zu schaffen machten. All das wußte Jess gefühlsmäßig, und sie folgten ihnen schnell.

Die Kinder rempelten Paddy und forderten sich gegenseitig auf: *Frag, ob er irgendwas zu essen hat.* Bei einigen von ihnen sah sie Brocken von einer Art Kuchen oder Schwarzbrot, an denen sie im Hinauflaufen nagten. Ihre Art zu essen ließ Jess an die Schildkröten im Tiergehege denken. Im Gehen bewegten sich ihre Kiefer wie Maschinen, blind kauend, und überall flackerten ihre Augen auf. Jemand mußte ihnen beigebracht haben, für ihre Rolle in der *son et lumiere* wie „Hunger leidende Bauern zu essen“, und sie hatten ihre Lektion gut gelernt. Es war nicht schön anzusehen. Eins der Kinder hatte Paddys roten Micky-maus-Rucksack, den er immer mit sich schleppte, zu fassen bekommen. Sie sah eine Tafel Schokolade daraus zum Vorschein kommen und schnell von Hand zu Hand wandern bis zu dem kleinen Anführer der Bande.

„He!“ rief Jean-Luc in einem ärgerlichen gedämpften Ton. „Marcel! Gib sie mir!“

Der weißgesichtige Junge sagte etwas Freches und sprang zur Seite weg, hämisch grinsend und die Hände hinter seinem Rücken. „Schon gut“, entgegnete Paddy, der neben Jess auftauchte. „Ich hab' gesagt, sie können sie haben. Sie haben Hunger, Jess. Es sind arme Kinder. Sie können auch den Rucksack haben, wenn sie wollen.“

„Was?“ Jess starrte ihn an, außerstande, in dem Dunkel

seinen Gesichtsausdruck auszumachen. „Mach keinen Unsinn, Paddy. Es ist ein Stück, sie *schauspielern*. Sie sind Statisten und haben nicht wirklich Hunger. Natürlich können sie deinen Rucksack nicht haben!“

„Tut mir leid“, sagte Jean-Luc und gab Jess den roten Rucksack. „Manchmal sind sie wie kleine Teufel. Man muß ihnen verzeihen.“

Die Äste über ihnen hatten sich geschlossen, sie liefen in einem verwirrenden Geflecht von Schatten und Dunkelheit. Eine Feuerwerksrakete zischte in den Himmel und ließ Jess einen Satz machen. Die Kinder blickten nicht einmal kurz hoch. Sie mußte Paddy schnappen und von hierverschwinden, dachte sie. Aber Jean-Luc lächelte sein schüchternes weißes Lächeln und schaute sie bewundernd an. Er sah aus, als versuche er seinen Mut zusammenzunehmen, um *Kommst du oft hierher?* oder so zu fragen - oder was immer französische Jungen sagen. Woher sollte er wissen, daß Jess erst dreizehn war?

Ihr fiel auf, daß sie, einander wieder dämlich angrinsend, stehengeblieben waren, und die Kinder waren einmal mehr verschwunden. „Wo ist Paddy?“ rief sie und rannte den Weg hoch. Keine paar Meter weiter hielt sie an, denn Paddy war dort bei den Kindern. Sie hatten die Vorderseite des Felsens erreicht. Eins der größeren Mädchen - sie hatte zwei lange Zöpfe und mochte in Jess' Alter sein, aber ihr Gesicht mit der Schminke aus Dreck sah alt aus - hielt einen Strang verschlungener Ranken hoch. Darunter war eine schwarze Vertiefung. Es war kein Schatten, sondern der Eingang zu einer Höhle oder einem Tunnel.

Hinter ihr sog jemand scharf die Luft ein.

„Simone! Sei vorsichtig - und schnell!“

Jean-Luc war da und drängte die Kinder in das Dunkel, und ehe sie es begriff, wurde Jess mit hineingestoßen. „He“, rief sie, allerdings leise, weil sie mehr verwirrt als verärgert war. „Was soll das?“

Er antwortete nicht, sondern sagte die Namen der Kinder auf. „Marcel, Simone, Liliane, Jean-Claude, Jacques, Richard, Lea, Emile, Rene ...“ Die Kinder kicherten und antworteten widerwillig, einige von ihnen fluchend, was Jean-Luc nicht zur Kenntnis nahm. Jess fühlte eine Hand in ihre gleiten: Es war Paddy.

„Marcel ist der Anführer“, flüsterte er wichtig. „Richard, Rene und noch ein paar und von den Mädchen Simone sind älter als er, aber er ist der Chef, weil es nichts gibt, was er nicht tun würde. Er hat sogar jemanden umgebracht. Wir schleichen jetzt in die Verliese.“

Jess hielt die warme, feuchte kleine Hand fest in ihrer. Jemanden umgebracht, daß ich nicht lache, dachte sie. Wie lächerlich. Typisch Marcel, einen Sechsjährigen so anzulügen. Was für ein Balg!

„Wer hat dir all das erzählt? Du kannst kein Französisch.“

„Irgendwie verstehe ich sie aber.“

„Allons.“ zischte Jean-Luc. Gehen wir!

„Warte!“ entgegnete Jess. „Ich glaube nicht ...“ Aber Paddy wand sich los, also mußte sie, statt weiter zu protestieren, hinter ihm herstürzen ins Dunkle.

„Es ist alles in Ordnung“, sagte Jean-Luc dicht neben ihr, völlig außer Atem. „Hab keine Angst. Ich passe auf sie auf, alles ist gut.“

Aber er klang nicht, als wäre alles gut, und Jess hatte nicht das Gefühl, als hätte er sie im Griff. Marcel allein wäre schon schlimm genug, und die anderen waren nicht

viel besser. Und jetzt waren sie in der Dunkelheit außer Sichtweite, in einem Gang, der geradewegs seitlich in den Berg einzutauchen schien.

Jess hatte Angst. Sie wartete darauf, daß endlich jemand eine Taschenlampe anknipste, aber vergebens. Ihr blieb nur die Wahl, entweder ihnen zu folgen oder Paddy im Stich zu lassen.

Den ersten Gang mußten sie kriechend zurücklegen. Sie kamen in einer Höhle heraus, die mit schwachem Licht von oben gesprenkelt war. Es mußte durch Risse und Spalten im Felsen hereindringen, überlegte Jess. Mit ihren nunmehr an die Dunkelheit gewöhnten Augen machte sie einen weiten Raum mit Steinmetzarbeiten an den Wänden und alten Eisenträgern aus. Sie erkannte Paddy an seinem blonden Schopf und schnappte ihn dankbar. Er sah es als ein herrliches Spiel an. „Die Verliese!“ krächte er. „Es ist genau, wie Adam gesagt hat. Die auf der Führung waren Disneyland! Die hier sind echt!“

Wahrscheinlich hatte er recht. „Laß uns gehen“, fauchte Jess und versuchte den Eingang des unterirdischen Gangs auszumachen, durch den sie hereingekommen waren. Aber den anderen, Jean-Lucs Schützlingen, schien die Dunkelheit vertraut zu sein. Sie schwärmten um Jess und Paddy herum und versperrten ihnen den Fluchtweg. Jess spürte ein Zerren an ihrer Taille und schrie - sie schlug mit den Händen danach und bekam das Ende ihrer Gürteltasche zu fassen, die ihr jemand wegriß.

„Rachel! Du böses Mädchen!“ Jean-Luc gab Jess die Tasche zurück. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Sie haben Mitleid verdient, man darf ihnen nicht böse sein. Sie haben vergessen, wie sie sich zu benehmen haben. Sag, daß es dir leid tut, Rachel.“

Das kleine Mädchen, kaum größer als Paddy, befreite sich aus Jean-Lucs Griff und bespuckte ihn.

„Es tut mir leid“, wiederholte er. „Du würdest nicht böse sein, wenn du Bescheid wüßtest. Man muß sie nehmen, wie sie sind.“

Nein, muß man nicht, dachte Jess wütend. Ferkel. Man darf sich von ihnen nicht auf der Nase herumtanzen lassen... Die Kinder lungerten kichernd knapp außerhalb von Jean-Lucs Reichweite herum. „Komm“, murmelte eines - war es Simone, das große Mädchen mit dem jung-alten Gesicht? Sie ließ ihre schmutzigen Zöpfe fliegen und grinste höhnisch. „Macht mit bei unserem Spiel. Oder habt ihr Angst?“

„Natürlich haben wir keine Angst“, sagte Jess kurz angebunden.

„Es ist eine Schatzsuche“, erklärte Paddy. „Wir sollen den Schatz suchen, der irgendwo in den Kerkern sein muß.“

„Wer hat dir das gesagt?“

„M-Marcel - Rachel, Lily, Jean-Claude, alle haben es gesagt.“

„Es stimmt“, sagte Jean-Luc. „Ihr Schatz ist verschwunden.“

Jess fiel ein, daß Franzosen sich für Geländespiele und dergleichen begeisterten. Auf jedem großen Campingplatz gab es ein Team aus jungen Frauen und jungen Männern wie Jean-Luc, die Volleyballturniere organisierten und mit den Kindern der Camper Schnitzeljagden und Schatzsuchen veranstalteten. Es gehörte bei ihnen einfach dazu. Vermutlich waren die Kinder freundlich, sie neckten sie, und Jess bildete sich aus Angst und Befremdung nur etwas ein. Außerdem mochte sie Jean-Luc sehr. Im übrigen ließ

sie sich von irgendeinem rattenschwanzzöpfigen französischen Mädchen nicht als feige bezeichnen.

„Gut“, sagte sie. „Wo suchen wir? Gibt es Anhaltspunkte?“

Niemand antwortete. „Hier lang“, drängte Paddy. „Kommt schon!“

Da war ein weiterer stockdunkler, enger Gang. Wenigstens hatte dieser einen ebenen Boden und Wände, an denen sie sich entlangtasten konnte. Noch immer knipste niemand eine Taschenlampe an. Jess konnte nicht glauben, daß sie keine besaßen. Sie versuchten ihr und Paddy einen Schrecken einzujagen - doch sie würde ihnen nicht die Genugtuung bereiten und sie um eine Taschenlampe anbetteln. Aber warum machte Jean-Luc seine Taschenlampe nicht an? Er mußte eine haben! Wer würde Kinder unter der Erde auf eine Schatzsuche führen - wenn es denn eine war - ohne eine Taschenlampe? Vielleicht hatten die gemeinen Kinder sie gestohlen. Jess war sich immer sicherer, daß irgend etwas bei diesem Spiel verkehrt gelaufen war, es begann auszuarten. Aber sie fühlte sich machtlos. Es war einfacher weiterzumachen, als zu versuchen, es zu stoppen. Sie hielt Paddys Arm fest, tastete sich an der Wand entlang und hielt immer wieder an, um festzustellen, ob ihre Gürteltasche noch da war. Hände zerrten an ihr und kniffen sie. Die Kinder flüsterten *Hier lang* und *Vorsicht*, aber sie kicherten gehässig, und die Kniffe taten weh. Hinterhältig zog jemand an ihrem Knöchel und zwang sie auf dem harten kalten Stein auf die Knie.

„Laß das!“ brüllte sie.

Schritte trappelten. Sie hatte ihren Bruder aus dem Griff verloren.

„Paddy? Paddy!“

Jess richtete sich auf und konnte die Wände nicht mehr erreichen, tappte umher, stolperte und schlug sich an einem Felsen fast den Schädel ein. Sie hatte die Orientierung verloren und wußte nicht, wohin. „Das hier ist verrückt“, murmelte sie.

Dann gab es Licht, aber es half nicht. Die Kinder liefen weg und blickten sich mit ihren hohlwangigen, von Verlorenheit, Angst und Vernachlässigung gezeichneten Gesichtern und mit ihren harten funkelnden Augen um. Jess hörte Jean-Luc die Namen rufen: Marcel, Simone, Liliane, Jean-Claude ... Aber sie hörten nicht auf ihn und blieben verschwunden.

Sie sah Jean-Luc, der an der Wand des unterirdischen Gangs kauerte und seine Taschenlampe abschirmte, so als hätte er selbst hier tief unter der Erde Angst, das Licht könnte bemerkt werden.

„Was ist los?“ flüsterte sie, froh über die Taschenlampe, aber bestürzt und überrascht. Ihr war, als weinte er, aber das konnte doch nicht stimmen ...

„Ich habe den Schatz verloren. Sie werden mir nicht verzeihen.“

„Aber es ist ein Spiel, Jean-Luc. Ich dachte, es wäre ein Spiel. *Ich verstehe das nicht*“

Das schwache Licht erlosch. Die schlurfenden Schritte der Kinder waren verklungen, und es herrschte Stille - eine kalte, lichtlose, vollkommene Stille.

Irgendein verrückter Zauber, dachte Jess, sie mußte sich selbst fast bewußtlos geschlagen haben, als sie gestolpert war. Sie kniete da und schien allein zu sein. Jean-Luc würde ihr einen solchen Streich nicht spielen, er hatte ihr Zurückbleiben wohl nicht bemerkt. Aber diese Kinder waren zu allem fähig. Sie tastete den Boden vor sich ab

aus Angst, dort könnte ein Loch sein oder irgend etwas Tückisches, worauf sie hätte treten können. Ihre Finger stießen auf etwas Weiches und zuckten zurück, tasteten sich wieder vor und entdeckten einen weichen Beutel mit etwas Scharfkantigem darin.

Ich möchte wetten, daß das ihr Schatz ist, dachte sie und steckte den Beutel in ihre Gürteltasche. Im Dunkeln wollte sie ihn nicht aufmachen. Wenn Marcel etwas mit der Planiing dieses „Spiels“ zu tun hatte, war wahrscheinlich etwas Grausiges darin. Wie komme ich jetzt hier raus? fragte sie sich. Sie durfte nicht in Panik geraten, sie konnte fühlen, daß die französischen Kinder sie beobachteten. Gleich würde ein Licht angehen, und alle würden in Lachen ausbrechen.

Jess wartete, doch nichts geschah.

Stille.

Sie schrie: „Paddy! PADDY!“

„Jess?“

Sie griff nach ihm. Fest, warm und atmend stand er neben ihr. Einen Moment lang war sie so erleichtert, daß sie vor Freude von Sinnen war.

„Soll ich jetzt meine Taschenlampe anmachen?“ fragte er mit leiser Stimme.

Jess lockerte den Griff und starrte böse dorthin, wo sie das Gesicht ihres kleinen Bruders vermutete.

„Du hattest *die ganze Zeit* eine Taschenlampe?“

„Ja, in meinem Rucksack. Mum hat gesagt, ich soll sie mitnehmen, hast du deine nicht mit? - Sie ist noch da.“ Er kicherte. „Taschenlampen kann man nicht essen.“

„Ich hab' meine vergessen. *Wieso hast du sie nicht früher rausgeholt?*“

„Sie haben's nicht gemacht, also konnte ich's auch nicht

tun. Sonst hätten sie gedacht, wir haben Angst." Jess' Hände langten hin, um ihn zu würgen. Aber Paddy knipste seine kleine Taschenlampe an, und darüber vergaß sie, es ihm handgreiflich heimzuzahlen.

Sie kauerten auf einem Fliesenboden in einem kleinen, vollkommen runden Raum. Die Wände stiegen in die Höhe wie die eines Schornsteins. Nirgends war eine Öffnung.

„Was?“ hauchte Jess.

Sie stand auf, ging umher, tastete über das sie einschließende Gemäuer und nahm sorgsam jeden Riß in Augenschein. Der Fußboden bestand aus Steinfliesen, die seit Hunderten von Jahren unberührt schienen.

Es gab keinen Weg hinein oder hinaus.

„Das kann nicht sein!“

„Es muß einen Geheimgang geben“, sagte Paddy ruhig.

Jess erinnerte sich nicht, durch eine Tür gekommen zu sein, oder an ein Geräusch, als ob Steine verschoben worden wären. Aber Paddy mußte recht haben. Sie ging noch mal an den Mauern entlang - und fand nichts. Völlig verwirrt sah sie Paddy an. Er hatte seine Haarband-Augenklappe und die Federn verloren, seine Kriegsbemalung war zu matten Flecken verblichen. Er war soweit ganz glücklich. Wie lange würde es dauern, bis die Batterien zur Neige gingen?

„Es gibt natürlich einen Trick, hier rauszukommen. Wir finden ihn raus.“

„Wenn ich bloß was zu essen hätte“, seufzte Paddy. „Sie haben meine ganze Schokolade aufgeessen.“ Er lachte und sah Jess unsicher an.

Einen Moment lang dachte Jess über die schreckliche Vorstellung nach, daß die französischen Kinder Paddy und

sie hier reingeführt hatten, durch einen geheimen Ausgang verschwunden und einfach nach Hause gegangen waren und sie beide ihrem Schicksal überließen. Was, wenn das wahr wäre? Was, wenn sie und Paddy in einem Kerker ohne Tür und ohne Essen und Wasser gefangensäßen und kein Mensch wüßte, wo sie waren ...? Plötzlich rang sie nach Luft. „Paddy! Leuchte mit deiner Taschenlampe nach oben!“ Er leuchtete mit dem Strahl über die Mauern.

„NEIN! Nach oben!“

Da, hoch oben in der Schwärze, war schemenhaft ein kreuzförmiges Gitter zu sehen.

„Ich weiß, wo wir sind!“ rief sie. „Beim Aufzug! Ander Stelle, von der ich sagte, es wäre wahrscheinlich ein alter Brunnen.“

Es war kein Brunnen. Die Führerin hatte erklärt, bei dem vergitterten Schacht handle es sich vermutlich um die legendäre „*oubliette*“, die vor ein paar hundert Jahren angelegt worden war, um einen Bischof einzukerkern, der den örtlichen Adel beleidigt hatte. Der Überlieferung nach war der Bischof zwanzig Jahre darin gefangengehalten worden, Essen und Wasser wurden an Seilen zu ihm herabgelassen. Die Burg-Führerin hatte gesagt, daß es keinen Beweis für die Geschichte gebe, und niemand wußte wirklich, wozu der Schacht gedient hatte. Jess war nach ihrem kurzen Rundgang durch die echten Kerker von Rochers-Jumeaux überzeugt, daß alle schlimmen Geschichten - und noch schlimmere -, die über diesen Ort in Umlauf waren, wahr waren. Aber damit konnte sie sich jetzt nicht befassen.

„Es ist dunkel oben, aber irgend jemand muß da sein -in den Prunksälen findet ein Empfang statt. Paddy, brüll!“

„Hilfe!“ riefen sie. „HIEFE!“ Und dann, weil es aus -

schließlich Franzosen waren, die sie womöglich hörten:  
„M'AIDEZ, M'AIDEZ!“

MAYDAY, MAYDAY, wie ein Schiff in Seenot... Sie schrien, bis ihnen die Kehle weh tat. Schließlich fiel von oben Licht auf sie. Da waren Stimmen, sie sahen Gesichter herabspähen.

Es dauerte, ehe sie gerettet waren. Jemand mußte einen Aufseher holen gehen, und der mußte ein seltsames Korbding holen und es an einer Seilwinde befestigen - diese Vorrichtung benutzten die Burg-Angestellten, wenn sie hinuntermußten, um das Mauerwerk zu reinigen und die Abfälle zu beseitigen, die Touristen durch das Gitter hinunterfallen ließen.

Jess und Paddy hatten Glück, daß eine Führung durch das Château Teil des Programms für den Bürgerempfang gewesen war. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätten sie ziemlich in der Klemme gesessen, denn jedes Jahr nach Ende der *son et lumiere* wurde die Burg für eine Woche geschlossen. Sie hätten keinen Weg hinausgefunden. So weit der Aufseher wußte, gab es keinen Geheimgang. All dies erfuhr Jess, als Paddy und sie in Sicherheit gehievt worden waren und inmitten von älteren Frauen und Männern standen, alle in feierlicher Abendkleidung. Die Funktionsweise der Seilwinde wurde in allen Einzelheiten erörtert und die routinemäßige Reinigung der Burg - und die schreckliche Gefahr, in der sie gewesen waren.

„Wer hat euch da runtergeführt? Wo sind die Schlawiner, die das gemacht haben? Was für Schwachköpfe!“

„Wer ist verantwortlich? Wo sind eure Eltern?“

Jess fühlte sich fürchterlich, als die Leute anfangen zu fragen: *Wo sind eure Eltern?* Sie befürchtete eine Geldstrafe wegen widerrechtlichen Betretens, eine schrecklich

große Summe Geld. Die ganzen Ferien wären ruiniert. Paddy schien viel mehr Angst zu haben als zu dem Zeitpunkt, als sie ausweglos in dem Kerker gefangengesessen hatten. Jess war sich nicht bewußt, was mit ihm los war, bis er flüsterte: „*Sind das Feen? Sind wir im Wunderland gelandet?*“ Dann hielt er den Mund und stand mit großen Augen da, klammerte sich an Jess und starrte auf die Juwelen und die glitzernden Abendkleider.

Sie gab vor, kein Wort Französisch zu sprechen - und zum großen Glück sprach keiner von den wichtigen Gästen fließend Englisch. Oder wenn doch, so schwiegen sie darüber still. Der Aufseher war ärgerlich, aber die Gäste wollten zurück zu ihrem Empfang, und Paddy wurde von den juwelenbehängten alten Damen gehätschelt. Vielleicht war es diesen netten Frauen zu verdanken - Jess konnte ihrer Unterhaltung auf französisch nicht folgen -, denn wundersamerweise wurden sie mit einer Verwarnung entlassen.

Der Aufseher führte sie durch Türen, die er mit einem Bund unangenehm klirrender Schlüssel aufschloß, feierlich zum Haupttor. Er brachte Jess und Paddy wieder zum Fest, auf einem gepflasterten Fußweg, der sich nach unten und um den Fuß des Felsens wand und der den beiden neu war. Das Feuerwerk war vorbei, aber die Discomusik plärrte, und der Spaß war noch in vollem Gang. Ihre Mutter und Adam hatten sich gerade auf die Suche nach Jess und Paddy gemacht, aber ihr Vater saß noch am selben Platz, wo sie ihn zurückgelassen hatten. Der Aufseher führte eine lange murrende Klage über das ungebührliche Betragen der zwei englischen Kinder, aber zu Jess' tiefer Erleichterung stolzierte er schließlich von dannen, ohne von einer Geldstrafe zu reden.

„Hat er gesagt, ihr wart *in* der Burg?“ Dad war verwirrt.

„Wir hatten uns verirrt“, erklärte Jess. „Na ja, nicht wirklich, aber er hat es angenommen.“

„Wir waren in den Verliesen!“ meldete sich Paddy.

Jess kniff ihn. „Wir haben mit ein paar französischen Kindern gespielt und so getan, als ob.“

Ihre Eltern hatten sich nicht ernsthaft Sorgen gemacht, sondern angenommen, die beiden jüngsten Ravens wären wieder zur Disco gegangen. Mum und Adam kamen zurück. Jess erklärte noch einmal, mit einheimischen Kindern gespielt zu haben und von dem dienstfertigen Aufseher geschnappt worden zu sein. Diesmal hatte Paddy Verstand genug, seinen Mund zu halten.

Das drohende Unwetter mußte gewußt haben, daß von ihm erwartet wurde, das Fest mit Wolkenbrüchen und Blitz und Donner zu einem aufsehenerregenden Ende zu bringen -es blieb bis zum Morgen aus. Jess wachte früh auf. Sie streckte die Nase ins graue Tageslicht und sah den Regen Zeltplöcken gleich herabdonnern: wamm, wamm, wamm auf die Fünf-Sterne-Flüchtlinge. Sie ächzte und rüstete sich innerlich für die unangenehme Arbeit, bei Regen das Zelt abzubauen.

Beim Zusammenpacken stieß sie auf ihre Gürteltasche, und ihr fiel der Schatz der Kinder ein. Sie nahm ihn heraus. Es war ein Beutel aus abgewetztem grünen und roten Brokat, der aussah wie ein Stoffetzen aus einem alten Vorhang. Der Beutel war nicht sehr groß. Darin befand sich ein fester flacher Behälter: vielleicht eine Tabaksdose? Sie drehte sie in ihren Händen. „Jean-Luc“, murmelte sie.

Jess fragte sich, was für ein Schatz das war. Jean-Luc

suchte vielleicht heute danach, es wäre schön, ihn wieder-zusehen ... Sie begann die Kordel zu lösen.

*Dunkelheit, eine kalte, faulig riechende Dunkelheit. Ir-gendwo schrie ein Kind. Die Kinder schrien Worte, die sie nicht verstand. Etwas Schreckliches, Schreckliches ...*

„Hört auf!“ rief Jess. „Hört auf.“

Die Dunkelheit war verschwunden, und sie kniete in dem blauen Zelt. Der Brokatbeutel lag dort, wo sie ihn in dem Anfall seltsamer Panik hingeworfen hatte ... Jess hob ihn auf.

„Albern...“, murmelte sie. „Keine Ahnung, was in mich gefahren ist.“ Aber ihr Herz pochte.

Sie wollte ihn wegwerfen, wegwerfen, die ganze Sache vergessen ... Aber dies war ihre einzige Verbindung mit Jean-Luc. Sie starrte einen Augenblick auf den Beutel, dann stopfte sie ihn hastig unten in ihren Rucksack. Jean-Luc konnte sie auch eine Nachricht im Museumsamt hinterlassen.

Das Zusammenpacken dauerte nicht so lange, wie Jess gedacht hatte, weil es sich in diesem Jahr um nur ein Zelt handelte. Ihre Eltern schlugen vor, aus Rochers rauszufahren und in einer Cafebar irgendwo an der Straße zu frühstücken. Das Wohnmobil war längst unterwegs, ehe Jess an die Nachricht dachte, die sie Jean-Luc hatte schreiben wollen - und ihr einfiel, daß sie ihn nicht mal über ihren Aufenthalt mit der Familie auf dem Campingplatz unterrichtet hatte. Das war es dann. Sie konnte nichts unternehmen. Der „Schatz“ war jetzt in ihrem Besitz, und Jean-Luc würde sie nie wiedersehen.

Paddy mit seinen sechs Jahren hatte sich nach ein, zwei Tagen aufgemacht zu neuen Abenteuern und erwähnte die

Schatzsuche im Kerker und die bösen Kinder nicht wieder. Aber Jess erinnerte sich an unangenehme Einzelheiten: an das Gemäuer ohne Ausgang, an die Grausamkeit dieser Kinder in den zerlumpten Kleidern, die keiner bestimmten Epoche und keinem Ort angehörten ... Sie war verwirrt, weil Jean-Luc so normal geschienen hatte, und er hatte ihr wirklich gefallen. Aber ihr kamen Gedanken, die ihr ganz und gar nicht gefielen. Es tat ihr leid, daß sie versehentlich mit dem Schatz durchgegangen war, sie hatte jedoch das Gefühl - genau wie auf dem Burghof am Nachmittag vor dem Fest -, daß sie irgendwie mit knapper Not entkommen war.

Wovor? Sie wollte es lieber nicht aussprechen, nicht einmal vor sich selbst.

Am letzten Tag vor der Fahrt zur Nachtfahrt wurde das Wetter herrlich heiß und klar. Sie hatten in einem Obstgarten am Rand einer Domstadt kampiert, wo es ruhig war, weil die französischen Ferien bereits vorbei waren. Unter den Apfelbaumzweigen flatterten Schwalben umher, und über seichten Stellen auf dem Fluß tummelten sich türkisflügelige Libellen. Adam sagte zu Paddy, diese Insekten seien französische Feen und hießen *Melusine*. Aber Paddy sagte nein, französische Feen seien fett und trügen Ohrringe und lange Kleider.

Zu dritt spazierten sie über einen staubigen herbstlichen Feldweg. Adam saß in seinem Rollstuhl, wie an den meisten Tagen seit Rochers. Sie stiegen (der Rollstuhl surrte lustig) zur Spitze des Hügels hoch und fanden einen Aussichtspunkt mit Picknicktischen. Jess streckte sich auf einer Bank aus und starrte in den Himmel. In goldenen Farben neigte sich der Sommer seinem Ende zu, und bald

würden sie wieder in England sein: wieder in der Schule und all den anderen langweiligen Sachen. Jess schloß die Augen.

Sie setzte sich auf. Hatte jemand ihren Namen gerufen?

Die Kinder waren um ihre Bank versammelt und sahen sie mit hungrigen Augen an. „*Hast du ihn?*“ fragte eins der Kinder, deren Namen Jean-Luc aufgezählt hatte, die ihr aber entfallen waren. War es Marcel? Die Kinder drängten näher, Jess konnte ihre ungewaschenen Körper riechen und ihre Zahnlücken sehen. Ihre klauenartigen Hände griffen nach ihr, um sie mit sich zu zerren in die Dunkelheit. Und da war Jean-Luc. Er lächelte, aber er sah genauso verzweifelt aus wie die Kinder.

„Entschuldige“, sagte er. „Du hast ihn doch? Bitte!“ Er schaute so verängstigt. „Bhte!“ rief er wieder.

Jess wachte mit einem entsetzten Ruck auf. Paddy spielte am Rand des goldgelben Stoppelfelds mit seinem Polizeiauto und seinem Rennwagen. *Wrrrum, wrrrum, schep-per-schepper-schepper*.

„Hab' ich geschlafen?“

„Geschnarcht“, sagte Adam fröhlich. „Es wird Zeit, daß wir umkehren.“

Da waren keine Kinder. Jess sprang auf und rannte zu dem Feldweg. Er war in beiden Richtungen, so weit das Auge reichte, leer. Hinter ihr tauchte Adam auf.

„Was ist los, Jess?“

„Nichts“, sagte sie. „Komisch. Mir war nicht klar, daß ich geträumt habe.“ Sie schüttelte den Kopf, schüttelte die allzu wirkliche Erinnerung an diese Stimmen, diese hungrigen Augen ab. „Gott sei Dank sind wir bald zu Hause. Ich habe Frankreich satt.“

# Drei

Die Schule begann wieder, und die Ferien in Frankreich waren meilenweit weg. Adam machte seinen Collegeabschluß wie andere Achtzehnjährige auch. Aber er war entschieden kränker als zuvor, er ermüdete leicht und benutzte den Rollstuhl öfter. Die Eltern - ihre Mutter war Programmiererin und ihr Vater Werkzeugmaschineneinrichter - arbeiteten beide halbtags, damit sie soviel wie möglich bei ihm sein konnten. Das hieß wenig Geld für eine fünfköpfige Familie, auch mit der Unterstützung, die sie für Adams Sonderausgaben wie den Rollstuhl und das für die Ferien ausgeliehene Wohnmobil bekamen. Aber ihre Eltern hatten ebensowenig wie sie das Gefühl, sich aufzuopfern und Verzicht zu leisten. Jess leuchtete ein, daß ihre Eltern sich nach Adam sehnten. Sie wollten bei ihm sein, so wie es einem geht, wenn man sich in jemand verliebt, den man nie mehr wiedersieht. Und doch nahm das Leben seinen Gang wie immer: Schule, zu Hause und wieder Schule.

An einem Nachmittag hatten sie als letztes Sexualkundeunterricht. Einige Schüler versuchten vergeblich, die Lehrerin verlegen zu machen, andere brachten sich selbst in Verlegenheit, indem sie wirklich dumme Fragen stellten. Das waren, klar, die Jungen, die einfach nicht cool bleiben konnten. Aber keiner kicherte unmäßig, und schließlich ernüchterten die Bemerkungen zum Thema Aids alle. Anschließend ging Jess mit ihrer Freundin Noelle zur U-Bahn. Als sie auf dem Bahnsteig standen, kniff Noelle Jess in den Arm.

„Kopf hoch. Du hast kein Aids. Du bist nie mit einem Jungen zusammengewesen, das steht fest. Und Drogen nimmst du auch nicht.“

Jess ging auf, daß sie, seit sie das Klassenzimmer verlassen hatten, kein Wort gesprochen hatte.

„Das ist es nicht. Mir ist etwas anderes durch den Kopf gegangen.“

„Na, dann heraus damit. Los, erzähl schon. Ich mag es nicht, wenn du traurig bist.“

Jess wußte, daß Noelle auch noch nicht „mit einem Jungen zusammengewesen“ war. Ihre Eltern waren sehr streng, und wenn sie die Zügel locker gelassen hätten, wäre es nicht anders gewesen. Es war Noelles eigene Entscheidung, nicht herumzutüdeln.

Die beiden waren so unterschiedlich im Aussehen, daß es fast komisch war: Jess ganz hell und Noelle ganz dunkel. Sie beide kümmerte das nicht. Irgendwann im ersten Schuljahr hatten sie sich angefreundet, und jede hatte in der anderen die gleiche Entschlossenheit erkannt. Sie hatten selbst dafür gesorgt, daß sie eine gute Schule besuchen konnten. Es war ein Ort, auf den man stolz sein konnte, wenn man den Zustand einiger Schulen in der Innenstadt bedachte. Doch Verlockungen gab es immer, Noelle und Jess aber wollten die Schule mit Erfolg abschließen, auch wenn das nicht als „cool“ oder was immer galt. Sie hatten den Lohn im Auge. Noelle wollte Architektin werden und Jess, das verstand sich, das Heilmittel für Salersche Myasthenie finden.

Sie stiegen in den Zug. „Gibt es schlechte Neuigkeiten?“ fragte Noelle behutsam. „Ist es, du weißt schon, schlimmer geworden?“ Noelle wußte über Adam Be-scheid.

Jess schüttelte den Kopf. „Ich bin bloß müde und mag nicht reden.“

Der Zug hielt, fuhr wieder an und zockelte zur nächsten Station. Er hielt ewig, dann gingen die Türen auf, und eine Stimme sagte: „Wegen einer betrieblichen Störung endet der Zug hier.“

„Bombendrohung“, stöhnte Noelle.

Sie schlossen sich den Leuten an, die aus dem Zug ausstiegen, und trafen ein paar andere aus der Schule, die auch nichts Genaues wußten. Schließlich verkündeten die Lautsprecher allen, die Station sei geschlossen, und sie wurden auf die Straße hinausgetrieben.

„Ich nehme einen Bus“, sagte Noelle. „Falls einer fährt.“

„Ich gehe zur Liverpool Street“, beschloß Jess. Dort stieg sie normalerweise um. „Und nehme die Straßenbahn. Falls eine fährt.“

Sexualkundeunterricht hatte für Jess eine Bedeutung, wie sie sich die meisten Dreizehnjährigen im Traum nicht auszumalen vermochten. In ein paar Jahren mußte sie sich entscheiden, ob sie sich dem Test unterzog, der zeigen würde, ob sie Trägerin der Salerschen Myasthenie war. Und falls ja, mußte sie danach entscheiden, wie sie handeln wollte, ob sie eine Familie haben wollte.

Jess' Mutter sagte, daß sie, wenn sie es gewußt hätte, keine Kinder bekommen hätte. Aber wie konnte man das mit ihrer Liebe zu Adam, Jess und Paddy in Übereinstimmung bringen? Jess' Großmutter, die Mutter ihres Vaters, fand, man solle auf den Test verzichten und es Gott überlassen. Jess fand diese Überlegung auch reizvoll. Doch armer Gott! Es lief so vieles falsch auf der Welt, so viele

Kriege und Millionen von Flüchtlingen, die Hungers starben, Terroristen, die nach dem Zufallsprinzip irgendwelche fremden Menschen töteten. Und anscheinend ließen sich die Fehler nicht beheben, weil der Mensch, egal was er ausprobierte, es bloß schlimmer machte.

Vielleicht ist dies die einzige Welt, die du haben kannst, ging es Jess durch den Kopf, diese mit all dem Schrecklichen oder keine ... Gott hatte wahrscheinlich den Menschen ersonnen, um eine Schulter zum Ausweinen zu haben, weil die Schöpfung ein solches Durcheinander war, und es würde niemals besser werden. Armer Gott, es erschien wie ein hilfloser Streich, den Menschen die Regie zu überlassen: *Setzt ihr euch damit auseinander, ich komme nicht zu Rande damit.*

Sie trottete durch die eintönigen Straßen, die Gedanken gefangen in einer schlimmen Spirale, die sie in eine echte Depression hinabzog. Es war Anfang Oktober, und nach wochenlangem schwül-dumpfem Grau war es ein frischer kalter Tag. Die Luft war schneidend, mit einem Hauch frühen Frosts. Die Bäume am Rande des Gehwegs hatten goldene und rostbraune Blätter, an einer Lagerhauswand leuchtete scharlachrot wilder Wein, und der klare Himmel verfärbte sich zu einem tieferen Blau, da der Sonnenuntergang näher rückte. Jess nahm es nicht wahr, sondern lief einfach vor sich hin. Schließlich fiel ihr auf, daß die Straße seltsam ruhig war. Es gab keine anderen Passanten, es gingen keine Leute in Läden und Büros hinein oder kamen heraus.

Sie blieb stehen und schaute die Straße hinauf und hinunter. Es war unheimlich. Da war buchstäblich keine Menschenseele unterwegs. Resigniert verzog sie das Gesicht und ging weiter. *Bombenalarm! Bombenalarm!* Das

also war passiert - sie war in einen Polizeieinsatz gelaufen. Weiter vorn mußte die Straße gesperrt sein. Wenn sie um die nächste Ecke bog, würde sie bestimmt auf gelbe Fähnchen und auf Pfähle und Bänder stoßen, die ihr den Weg versperren.

Doch die nächste Straße war genauso ruhig.

Jessica seufzte erneut. Wie dumm, sagte sie zu sich, ich habe mich verirrt. Da war niemand unterwegs, weil sie irgendwo von den geschäftigen Hauptverkehrsstraßen abgebogen war, die zum Bahnhof führten. Sie war in einer Einöde gelandet, einem völlig verschlafenen Fleckchen Londons - und hatte keine Ahnung, wo sie sich befand. Sie hielt nach einem Straßennamen Ausschau, konnte keinen entdecken und zog ihren *London von A bis Z* heraus. Obwohl sie von klein auf in London wohnte, war sie nicht zu stolz, einen Stadtplan mit sich herumzutragen. Sie sah sich nach irgend etwas um, wo sie sich setzen und den Führer zu Rate ziehen konnte.

Die Straße war gesäumt von schäbigen Lagerhäusern und heruntergekommen aussehenden Bürogebäuden. Die schmalen Eingänge voller Schmutz waren gepflastert mit kleinen Metallschildern von Firmen, die vor Jahren ihre Geschäfte eingestellt zu haben schienen. An der Ecke gegenüber standen zwei große Türen zu einem Hof offen und gaben den Blick auf altes Kopfsteinpflaster und auf ein weißgetünchtes Gebäude frei, das nach einem Stall für schwere Karrengäule aussah. Neben ihr befand sich der Eingang zu einem kleinen Park. Jess drückte die schmiedeeisernen Tore auf und ging hinein.

Sie kam in einen gutgepflegten Garten. Es war ruhig darin, sogar noch ruhiger als auf der Straße draußen - und schön. Kaum zu glauben, daß das schmutzige London nur

einen Katzensprung entfernt war. Die Blumenbeete waren in einem symmetrischen Muster angelegt. In der Mitte stand eine kleine Kapelle - eine Puppenhaus-Kapelle mit einem Miniaturturm. Eine Reihe großer rostfarbener Roßkastanienbäume versperrte die Sicht auf das Gelände dahinter. An zwei Seiten war der Garten von kahlen, schmutzigen Mauern begrenzt.

Jessica nahm ein leises Geräusch wahr. Zu beiden Seiten des Wegs, den sie eingeschlagen hatte, stand zwischen den Blumenbeeten ein Brunnen. Sie ging zu dem Brunnen auf der linken Seite und setzte sich auf eine grüngestrichene Bank. In der Mitte eines Runds aus geharktem Kies stieg das Wasser in einem bescheidenen silbernen Strahl aus einem kreisförmigen Teich auf und fiel in nicht endendem leisen Rauschen wieder herab. Sie konnte die Kapelle sehen und die Kastanienbäume. Ihr gefiel, wie die Bäume die Sicht durchbrachen, es sah aus, als könnte der Garten in jener Richtung endlos weitergehen, wie ein Märchengarten.

Es erinnert mich an etwas, dachte Jess, sie konnte die Erinnerung jedoch nicht einfangen. Aber dieser Ort hatte etwas Magisches an sich. Das Plätschern des Brunnens beruhigte sie, und sie wäre fast eingeschlafen.

Eine Gestalt überquerte den Weg gegenüber ihrer Bank, hielt an, drehte sich um und begann auf sie zuzugehen. Plötzlich beunruhigt, stand Jess auf. Solange er menschenleer war, war der Garten magisch, ein fremder Mann machte ihn bedrohlich. Aber der Mann blieb stehen, bevor er sie erreichte, und schaute genauso unsicher, wie Jess selbst sich fühlte.

„Hallo? Entschuldige, aber kenne ich dich nicht?“

Er sprach Englisch mit einem französischen Akzent.

Einen Augenblick lang wußte sie nicht, woher sie ihn kannte, dann fiel es ihr ein.

„Jean-Luc!“ rief sie aus. „Du bist es, Jean-Luc!“

„Und du, Jessica.“ Er lachte so schüchtern, wie sie es in Erinnerung hatte. Abgesehen davon, daß seine Bräune vielleicht etwas verblaßt war, sah er genauso aus wie damals.

„Aber was machst du in London?“

„Oh ...“ Er zuckte die Achseln. „Vielleicht bin ich hergekommen, um dich zu treffen.“

Sie fand, daß das eine sonderbare Antwort war - sehr französisch!

Er sah sich im Garten um. „Diesen Ort habe ich bei meinem letzten Besuch in London entdeckt“, erzählte er ihr. „Ich bin wieder hergekommen, weil er so schön ist und friedlich.“

Er ist nicht älter als Adam, dachte Jess, dabei hört er sich an, als wäre er schon viele Male in England gewesen. Sie war beeindruckt. „Was für ein Zufall. Ich bin das erste Mal hier. Eigentlich wollte ich zur U-Bahn-Station in der Liverpool Street - ich habe mich, glaube ich, verirrt.“

„Du hast dich verirrt? Vielleicht kann ich dir helfen ...“

Sie lachten, weil Jessica in London zu Hause war und Jean-Luc nur zu Besuch. Sie setzten sich auf die Bank, und Jess schlug ihren Stadtplan auf. Aber sie wollte von ihm nicht den Weg in die Liverpooli Street wissen. Es mußte etwas Besseres geben, was sie aus diesem Treffen machen konnten, hätte sie bloß gewußt, mit welchen Worten sie anfangen sollte.

Jean-Luc schien es genauso zu gehen. „Es ist ganz einfach“, sagte er. Er fand die Seite und zeigte darauf... Aber er legte den Plan weg.

„Es ist so gut, dich zu sehen, Jessi, und rätselhaft! Ich hätte nie gedacht, daß du noch mal auftauchen würdest!"

Jessi! hatte er gesagt, was ihren Vornamen seltsam klingen ließ. Sie brannte darauf, mehr über ihn zu erfahren.

„Studierst du? Besuchst du in London ein College?"

„Ich?" Er schaute überrascht. „Es ist lange her, daß ich studiert habe."

„Oh", sagte Jess. Sie war verlegen, weil sie ihre Schuluniform anhatte. An jenem Abend in Frankreich hatte sie Jean-Luc auf ungefähr siebzehn geschätzt. *So* alt konnte er gar nicht sein. Aber sie mußte schrecklich jung aussehen. Für die Schule machte sie sich nie die Mühe, sich zu schminken, auch wenn etwas Schminke erlaubt war. Hellblonde Augenbrauen, Schweinsäugleinwimpern, Schulhemd und Schulrock - ärrrx.

Sie plauderten oder versuchten es zumindest. Es schlug fehl. Wie zwei schlechte Tennisspieler mühsam ein paar Bälle hin und her schlagen, schafften sie es, zwei, drei Sätze zu wechseln. Dann blieb der Ball wieder liegen, und beide saßen schweigend da, voll wohlmeinender, hilfloser Absichten.

„Jessica - das ist ein hübscher Name."

„Kein Mensch nennt mich Jessica. Alle nennen mich Jess. Jessi' ruft mich auch keiner ... Aber du darfst, wenn du willst. Es klingt hübsch."

Er lächelte, sein schüchterner, höflicher Gesichtsausdruck aber ließ sie an den Abend in Frankreich denken, als sie sich kennengelernt hatten - und das wiederum brachte ihr Adam und alles in Erinnerung. Es hatte keinen Zweck, sie konnte sich nicht irgendwelche Nebensächlichkeiten ausdenken, um sie ihm aufzutischen.

„Ich brauche jemanden zum Reden!" platzte sie heraus.

Mit Noelle konnte sie nicht reden. Noelle hatte sie schon zuviel von Adams Kranksein erzählt und wie traurig alles war. Wenn Jess vergessen und normal sein wollte, waren all diese Dinge weiter in Noelles gütigen, mitleidvollen Augen. Es wurde unmöglich zu entfliehen, ihre Probleme begleiteten sie ständig, bei allem, was sie anfing.

Jess gehörte zu den glücklichen Menschen, die nicht leicht rot werden. Sie saß einfach starr da, entsetzt, daß sie es so herausgeschrien hatte. Aber Jean-Luc war nicht peinlich berührt, sondern nickte mit grimmigem Verständnis.

„Ich auch“, sagte er. „Ich brauche auch jemanden, der von nichts weiß, dem ich... vertrauen kann. Vielleicht sind wir uns deshalb begegnet, du und ich. Sollen wir spazierengehen?“

Sie gingen auf den geharkten Wegen durch den Garten. Obwohl sie mitten in London waren, hörte Jess das Brausen des Verkehrs nicht. Niemand kam zum Spazierengehen in den Garten oder um sich auf einer der grüngestrichenen Bänke mit den schneckenhausförmigen eisernen Beinen und Lehnen auszuruhen. Das einzige Geräusch war das leise Raunen der Brunnen.

„Ich weiß, woran mich dieser Ort erinnert“, sagte sie. „Er hat Ähnlichkeit mit einem Ort in Frankreich.“

Jean-Luc nickte. „Ja, stimmt.“

Sie schleuderte mit der Spitze ihres Schuhs Kies hoch. „Es ist wegen Adam, weißt du, meinem Bruder. Er ist erst achtzehn, und weil er schwer krank ist, wird er sterben. Ich liebe ihn so sehr. Er ist ein paar Jahre älter als ich, aber er hat mich nie übergangen. Immer war er mein Freund, mein Beschützer. Ich habe zu ihm aufgeschaut, er war lustig, und ich war so sicher ... Selbst bis zum letzten Jahr noch

war es wie immer zwischen uns. Es ist nicht so sehr, daß er sterben wird. Das tut weh, aber wirklich schlimm ist der Alltag, daß es nie, auch nicht für eine Sekunde, aufhört. Und keiner macht sich Gedanken, was es für mich bedeutet. Meine Eltern sehen mich an, als könnten sie sich nicht an meinen Namen erinnern ..."

Während Jess ihr Herz ausschüttete, sagte Jean-Luc nichts, sondern war einfach an ihrer Seite. Aber sein Schweigen war tröstender als Worte. Ihr Gefühl sagte ihr, daß er nicht insgeheim dachte - so wie andere, auch Noelle, wenn sie zuhörten und Anteilnahme zeigten -: *Zum Glück bin nicht ich an ihrer Stelle.*

Sie kamen zu der Kapelle. Jess ging davon aus, daß sie geschlossen war, doch die Türen in dem sauber gefegten Portal öffneten sich auf leichten Druck. Im Innern gegenüber dem Altar mit einem Baldachin aus weißem Steinmaßwerk standen Bänke. Buntes Licht fiel durch die spitz zulaufenden Fenster. Ein Geruch nach Bodenpolitur hing in der Luft.

„Wie alt ist Adam?“

„Achtzehn.“

„Meinst du, es hat an seiner Krankheit gelegen, daß er dir treu geblieben ist? Hätte er sich dir vielleicht sonst nicht schon vor Jahren entfremdet?“

Jess schaute finster. „Willst du sagen, ich solle froh sein, daß er krank ist? Daß Krankheit seelisch und moralisch aufbauend ist? Ich hasse solches Geschwätz.“

„Nein“, antwortete Jean-Luc ruhig. „Ich sage, daß die guten und die schlechten Dinge im Leben enger miteinander verflochten sind, als du denkst. Ich sage nicht, daß das an sich gut oder schlecht ist, sondern stelle es nur fest.“

„Dann ist da mein Bruder Paddy“, sagte Jess. „*↳ läßt*

*mich nicht in Ruhe.* Er ist sechs, und ich passe auf ihn auf, weil meine Eltern von Adam in Anspruch genommen sind. Natürlich können wir nie machen, was ich will, weil er noch klein ist. Ich muß tun, was er will, mit ihm spielen - Mensch, ärgere dich nicht spielen, Pirat spielen -, was ihm gefällt. Als ob es keine anderen kleinen Kinder gäbe, mit denen er spielen könnte."

„Also bist du flir Paddy die gute Freundin geworden, wie Adam früher dein guter Freund gewesen ist?"

Jess' Augen brannten. Sie faltete die Arme über ihrer Tasche und umschlang sie wie einen Schutzschild. Sie schämte sich. Sie hätte nicht anfangen sollen, sich über Paddy zu beschweren, das war kleinlich. Jetzt hatte Jean-Luc freundliche Bemerkung sie so weit gebracht, daß sie am liebsten geweint hätte. „Vermutlich", murmelte sie. Jean-Luc tat taktvollerweise so, als studiere er die Gedenktafeln auf den Kapellenwänden, obwohl es hier drinnen zu dunkel zum Lesen war. Irgendwo mußte ein Lichtschalter sein. Keiner von beiden schlug vor, danach zu suchen.

„Gibt es eine Vorgeschichte der Krankheit? In der Familie deiner Mutter?"

„Nichts, nicht, soweit sich sagen läßt. Es ist eine ..."

„Eine Zufallsmutation."

„Ja, bei dieser Form der Myasthenie kann das eine wie das andere vorliegen. Bis vor flinfzehn Jahren ein Arzt namens Saler etliche Fälle dieser fortschreitenden Krankheit zusammengetragen hat und zu dem Schluß kam, daß es eine gemeinsame Ursache gab, hatte sie noch nicht einmal einen Namen."

„Ja", sagte Jean-Luc.

„Die Ursache ist genetisch bedingt", sagte sie zu ihm.  
„Sie haben das defekte Gen gefunden, das die Krankheit

auslöst. In seinem Kode fehlt eine lebenswichtige Information für die Bewegungsnerven. Mit Kode ist der DNA-Kode gemeint, weißt du."

„Ich weiß."

„Aber das defekte Gen gefunden zu haben heißt nicht, daß es ein Heilmittel gibt. Die Leute glauben das gemeinhin, aber dem ist nicht so. Vielleicht finden sie nie heraus, wie es sich reparieren läßt... Mädchen erkranken selten. Sie haben eine Eins-zu-irgendwas- - ich hab' vergessen, zu wieviel - -Chance, zu erkranken. Wenn sie Pech haben, sind sie Trägerinnen der Krankheit, und fast alle ihre männlichen Kinder erkranken und sterben vor dem fünf- undzwanzigsten Lebensjahr. Paddy ist gesund. Ich muß mich entscheiden, ob ich einen Test mache, um es feststellen zu lassen. Was würdest du an meiner Stelle tun?"

Er antwortete nicht. Sie wartete und wurde sich klar, daß er nichts darauf sagen würde. Er hatte recht, nur Jess konnte darauf eine Antwort geben. Sie stand da und starrte auf den Altar in dem Bewußtsein, daß Jean-Luc irgendwo hinter ihr auf einer der Bänke saß.

„Diese Kapelle erinnert mich an die Kapelle in der Burg in Rochers. Die hier ist ganz anders, aber ich gehe nicht oft in Kirchen..." In dem schwachen, durch das bunte Glas gesprenkelten Licht kehrte seltsam lebendig die Erinnerung an jene kurze „Vision" zurück. Sie sah wieder die Dornenkrone aus bunten Juwelen in der dunklen Luft schweben.

„Wohnst du da? In Rochers, meine ich."

„In der Nähe."

„Du kennst die ‚Heilige Muttergottes der Kapelle'?"

„Mir ist etwas Seltsames passiert. Ich habe die Statue

betrachtet, und whamm! wurde plötzlich die Juwelkronenkrone in ihren Händen lebendig. Es war wie etwas Lebendes, aber aus Juwelen gemacht, anders kann ich es nicht beschreiben. Wahrscheinlich war es eine Lichttäuschung, aber wow, es war so schön - und so deutlich. Ich kann mich an jede Einzelheit erinnern und werde nie vergessen..."

„*La couronne*“, murmelte die Stimme hinter ihr. „Ich habe auch solche Momente erlebt, ein bißchen ähnlich. Der Kopf arbeitet so wie eine lebendige Wolke, die sich formt und neu formt, Gestalt annimmt und aus Chaos Muster bildet, wie eine Wahrsager-Kristallkugel, in der sich Bilderfetzen sammeln. Plötzlich erhaschst du, für einen Moment, einen Blick vom ganzen Bild, und dann ist es verschwunden.“

„Ich habe gedacht, daß die, die ich gesehen habe, vielleicht das Original war, die aus dem Mittelalter mit den echten Juwelen, die verschwunden ist. Sozusagen eine Geisterbotschaft ...“ Sie lachte. „Das klingt albern, ich glaube es nicht wirklich - und überhaupt, warum ich? Warum sollte ich eine Vision vom verlorenen Schatz von Rochers haben?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Jean-Luc leise. „Ich weiß es nicht.“

Seine Stimme klang seltsam, und sie wünschte, sie hätte nicht von Rochers angefangen. Fast unbewußt hatte sie entschieden, keine Fragen über ihr erstes Treffen zu stellen - über die schrecklichen Kinder und den Streich, den sie zwei Touristen gespielt hatten. Er konnte alles erklären, dessen war sie sicher. Sie spürte einfach, daß es besser war, wenn sie nicht nachforschte ... Jetzt hatte sie ihren eigenen Entschluß gebrochen. O nein. Warum mußte sie das Wort

„Schatz“ erwähnen und sie beide an jenes scheußliche Spiel erinnern? Ihr schwante, daß das ein verhängnisvoller Fehler gewesen war, und sah sich um.

„Jean-Luc?“

O nein. Die Kapelle war leer.

Als sie nach draußen kam, war er auch dort nirgends zu sehen. Wütend auf sich selbst verließ sie den Garten, ohne sich noch einmal umzusehen. Ihr war ein erstaunlicher Zufall widerfahren, und sie hatte das Treffen vertan. Er war beleidigt gewesen oder peinlich berührt, weil sie ihn an diese schrecklichen Kinder erinnert hatte - und jetzt war er fort.

Es war erschütternd. Sie war so nervös gewesen, daß sie ihm keine einzige vernünftige Frage gestellt hatte. Weder hatte sie in Erfahrung gebracht, wo er wohnte, noch, wie lange er in London war, und ihre Adresse oder sonstwas hatte sie ihm auch nicht genannt. Sie konnte sich nicht einmal daran erinnern, in welcher Sprache sie miteinander gesprochen hatten - wahrscheinlich in einem Mischmasch aus beiden. Aber sie hatten sich so gut verstanden. Wie schade!

Müheles fand sie ihren Weg zur Liverpool Street und erreichte sofort einen Zug. Es war der Tag, an dem Adam seinen Physiotherapeuten im Krankenhaus aufsuchte. Ihr Vater hatte ihn vom College abgeholt und brachte ihn hin. Als Jess heimkam, schrubkte Mum gerade wild die Arbeitsflächen in der Küche. Sie sah auf und nahm mit Mühe Jess' Anwesenheit zur Kenntnis.

„Du hast dich verspätet?“

„Vermutlich. In der U-Bahn hat es einen Bombenalarm oder so was gegeben.“

Ihre Mutter wischte sich mit dem Handrücken ihres

Gummihandschuhs unordentlich herabhängende Haare aus dem Gesicht. Ihre Augen richteten sich auf ihre Tochter.

„Du siehst müde aus. Arme Jess, es ist eine scheußliche Fahrerei. Aber es ist die beste Schule, die wir flir dich finden konnten ... Ich wünschte, sie wäre besser.“

Jess taute auf. Arme Mum, die Arbeitsflächen schrubbte, um mit dem Nachdenken aufzuhören. Seit Adams Krankheit schlimmer geworden war, hatte sie sich schwer in die Hausarbeit gestürzt. Sie sagte, es wäre eine gute Therapie. „Mir gefällt meine Schule“, sagte Jess. „Mach dir um mich keine Sorgen, Mum. Mir geht's gut, wirklich.“

Sie hatte es nicht kommen sehen, aber sie ging auf ihre Mutter zu und umarmte sie. Wortlos hielten sie einander fest, eingehüllt in den beißenden Geruch nach Putzmittel - dann lösten sie sich voneinander, und ihre Mutter lächelte kläglich.

„Das reicht an Arbeitstherapie. Ich koche uns eine Tasse Tee.“

Als sie an dem Abend einschlief, dachte Jess über Jean-Luc nach. Wie alt war er? Er konnte neunzehn sein. Wenn ja, war der Altersunterschied nicht zu groß, und alle sagten immer, Jess sei sehr erwachsen. Aber wenn er zwanzig war? Oder älter? Nein, das war zu alt ... Sie verzog das Gesicht im Kissen, ihr war klar, daß diese Berechnungen dämlich waren. Sie hatte ganze zweimal mit ihm geredet, und mit ziemlicher Sicherheit würden sie sich nie wiedersehen. Aber sie dachte daran, wie nett er gewesen war, und um wieviel besser sie ihre Unterhaltung hätte führen können. Vor dem Einschlafen ging ihr auf, daß - obwohl die schlimmen Dinge weiter da waren - ihre schreckliche Niedergeschlagenheit verschwunden war. Jean-Luc hatte

sie hinweggefegt. Wie schade, daß sie ihn niemals wiedersehen würde.

Das war am Montag. Am Mittwoch darauf wurde Jessica von einem scheußlichen Hämmern und gewaltigen Bohreräuschen geweckt. Sie schlug die Augen auf und sah, wie sich in der Wand neben ihrer Zimmertür etwas bewegte. Während sie erschrocken hinsah, löste sich ein Brocken Putz, flog in die Luft und riß ein Stück Tapete mit sich.

„Dad!“ schrie sie. „Was machst du?“

Sie sprang aus dem Bett und riß die Tür auf. Er bohrte Löcher in die Wand und stand in einem Gewirr von Kabeln.

„Bohre bloß einen Durchlaß für das Kabel“, erklärte er und schob sich die Brille nach hinten auf den Kopf. „Ich schließe noch ein paar Steckdosen und Lautsprecher für Adam an.“

„Aber es ist sieben Uhr morgens! Und sieh dir das an!“

Sie zog ihn in ihr Zimmer und zeigte ihm die Beschereung.

„Das ist bloß Putz. Ich bringe das in Ordnung.“

„Das tust du nicht“, schrie Jessica. „Ich will dich hier nicht haben. Ich bringe es selbst in Ordnung!“

Ihr Vater sah sie an, als verstünde er wirklich nicht, was los war. Er arbeitete ständig an Sachen, um Adam das Leben leichter zu machen. Er hatte sogar an einem alten Joystick herumgewerkelt, so daß Adam weiter Computerspiele spielen konnte, jetzt, da seine Hände schwach und unzuverlässig wurden. Manchmal sagte er, daß er ein Vermögen machen könne, wenn er eine von seinen Erfindungen in Serienproduktion bringen könnte, aber er hatte nicht die Zeit dafür. Die war ganz Adam vorbehalten.

schlafen, sagte er. Das Haus um sieben Uhr in der Frühe zu zertrümmern war seine Art, mit der Situation fertig zu werden.

„Warum sorgst du ständig für Durcheinander?“ Jess trat gegen das aufgerollte Kabel. „Ich wohne auch hier! Ich hasse das!“

Schließlich antwortete ihr Vater. „Jetzt hör mal zu, Mädchen“, brüllte er. „So lasse ich nicht mit mir reden...!“

„Chris ...“, rief Mum von unten. „Jess? Was ist los?“ Paddy kam aus dem Badezimmer und stand mit aufgerissenen Augen da. Adams Tür blieb zu.

Ihre Mutter kam herauf und sah sie an. „Kommt runter zum Frühstück.“

Jess verließ das Haus in einem Zustand bitterer Trauer. Sie verstanden sie nicht, und das konnte sie, ehrlicherweise, auch nicht von ihnen verlangen.

Es gelang ihr, Noelle auf der Heimfahrt in der U-Bahn zu meiden, und Jess fuhr allein. Sie stieg an der Station aus, die am Montag wegen des Bombenalarms gesperrt gewesen war, und lief los. Ob sie die Straßenbiegungen, die sie in ihrer Trübsal an dem Nachmittag eingeschlagen hatte, wiedererkennen würde, wußte sie nicht. Aber sie probierte es, und bald kam sie an einer schäbigen Sandwich-Bar vorbei, die ihr bekannt vorkam. Sie bog um eine weitere Ecke, und da war der kopfsteingepflasterte Hof, der in eine andere Epoche Londons zu gehören schien. Da waren die schmiedeeisernen Tore, und sie schlüpfte hinein. Wie gehabt war der Garten menschenleer und ruhig. Es war ein grauer Nachmittag, und die Luft roch nach Rauch, als hätte jemand Laub verbrannt.

Sie ging zu dem Brunnen. Es war albern, Jean-Luc hier

zu vermuten, aber wenn er zu dem Entschluß gekommen war - nachdem er sie einfach hatte stehenlassen -, daß er Jess wiedersehen wollte... Dann würde er vielleicht, genau wie Jess, wieder den Garten aufsuchen. Selbe Uhrzeit, selber Ort. Es war unwahrscheinlich, aber es war die einzige Chance. In den Sockel des Brunnens war eine Inschrift gemeißelt. *Vom Feigenbaum aber lernet das Gleichnis*, las sie. Es klang vage nach einem Ausspruch aus der Bibel oder von Shakespeare, aber was hatte er zu besagen? Welcher Feigenbaum, welches Gleichnis? Die Inschrift ging noch weiter, war aber unter den Blättern einer Wasserpflanze verborgen. Die Wasserstrahlen zischten und seufzten und sprankelten ihr Gesicht mit winzigen kalten Tröpfchen.

Natürlich war Jean-Luc nicht da.

Da gab es hinter ihr ein Geräusch, das sich nach einem gedämpften Schluchzen anhörte. Sie wirbelte herum. Jean-Luc saß zusammengekauert auf der grünen Bank. Er saß zur Seite gedreht, von ihr weggewandt. Sein Kopf war gebeugt, seine braunen Haare hingen ihm über die Augen, seine Hände waren zwischen seinen Knien verknotet.

„Jean-Luc? ... Bist du es, Jean-Luc?“

Er mußte aufgetaucht sein, während sie den Brunnen in Augenschein nahm, aber es schien, als säße er schon seit Stunden so krumm da. Er entknotete sich, hob den Kopf und sah sie ausdruckslos an, als hätte er ihr erstes Treffen hier völlig vergessen. In einer Hand hielt er einen Stoß Zettel, mehrere Blätter mit hingekritzeltten Zeichnungen oder Schrift darauf. Er ließ sie fallen.

„Jessica?“

Diese weite dunkle Jacke hatte er auch im August angehabt, und überhaupt trug er so ziemlich dieselben Sachen:

ein hellgrünes Hemd und verbeulte khakifarbene Hosen. Es hatte sie gefreut, daß er sich nicht total schick und brav anzog wie manche französische Jungen. Aber jetzt stand sie da und starrte wie eine Idiotin, weil seine ganze Erscheinung seltsam war, nicht bloß wegen der schlampigen Sachen und weil er offensichtlich unglücklich war.

„Du solltest nicht mit mir hiersein! Geh weg!“ Dann schaute er plötzlich verwirrt. „Habe ich dich gerufen? Willst du nicht endlich gehen?“

Jess faßte einen Entschluß. Er hatte zu ihr gesagt, daß er ebenfalls in Schwierigkeiten stecke, daß *er* jemanden brauche, mit dem er reden könne. Sie ging zu der Bank und setzte sich neben ihn. „Ich bin hier, weil ich gehofft hatte, du würdest auch herkommen. Ich wollte dich wiedersehen. Letztes Mal hast du mich erzählen lassen, jetzt bist du an der Reihe. Was ist los, Jean-Luc? Du weißt, daß du es mir anvertrauen kannst.“

„Was los ist? Ja, etwas Schreckliches. Wer konnte so etwas tun?“

„Was tun?“

„Menschen sind zu allem fähig, wenn sie Angst haben. Zur größten Heldentat und zur großen Schandtat.“

„Jean-Luc, ich verstehe nicht. Du mußt es mir erklären.“

Er wandte sich ab. Sie folgte der Blickrichtung seiner Augen, und einen Moment sah sie *sie*. Sie versteckten sich bei der Kapelle. Als sie erkannten, daß Jess da war, duckten sie sich schnell - doch Jess hatte genug gesehen, um sicher zu sein. *Marcel, Simone, Liliane, Jean-Claude...* Die Kinder vom Château. Was in aller Welt hatten sie in London verloren? Es wurde immer seltsamer.

„Hütest du noch immer diese Kinder? Ist es dein Job? Bist du ihr Lehrer oder so was?“

Die Kinder waren unterschiedlich alt und konnten nicht in ein und derselben Klasse sein. Aber in Sonderschulen werden Kinder verschiedenen Alters zusammen unterrichtet. Das war in Frankreich wahrscheinlich nicht anders. Angestrengt versuchte sie, aus der Lage schlau zu werden. Jean-Luc war für eine Gruppe von Sonderschulkindern verantwortlich und war mit ihnen auf einem Schulausflug oder so in London, und sie machten ihm Ärger ...

„Nein.“ Jean-Luc richtete sich auf. Er schüttelte sich die Haare aus den Augen und sprach in einem flachen unteiligen Ton. „Ich gehöre keiner Organisation an. Ja, ich habe auf die Kinder aufgepaßt. Mehr habe ich dazu nicht zu sagen.“

„Okay, in Ordnung.“ Jess war noch verwirrter und kam zu dem Schluß, daß sie damit nicht klarkam. Sie stand auf und wandte sich zum Gehen, aber sein Gesichtsausdruck veränderte sich, er lächelte.

„Jessi. Du bist es, verzeih mir. Ich dachte, ich spreche mit jemand anderem.“ Er stand von der Bank auf und bewegte sich ein, zwei Schritte - den Blick unverwandt auf das Versteck der Kinder gerichtet. „Ich wollte dich nicht in diese scheußliche Zelle bringen. Aber da du einmal bei mir bist - es ist gut, Gesellschaft zu haben ...“

Plötzlich befand sich Jess mit ihm in einem kleinen kahlen Raum. Jean-Luc kam wieder zur Bank - doch es war keine Bank mehr. Unter dem grellen und doch düsteren Licht einer einzelnen nackten Glühbirne saßen sie auf einem schmalen Eisenbett. Jean-Luc behielt die Tür im Blick.

„Wie hast du das gemacht?“ flüsterte sie verwundert.

Der Raum war kahl wie eine Gefangniszelle, und er mutete auch wie eine Zelle an. Die grauen Wände schienen

das Echo unzähliger ängstlicher Stimmen zu enthalten: protestierende, flehende Unschuld, schluchzend und um Gnade flehend. Aber es war eine Zufluchtsstätte vor der Grausamkeit dieser Kinder. Jess wußte das, ohne zu begreifen, woher...

„Ich dachte, ich könnte entkommen“, flüsterte er. „Aber ich kann ihnen nie entfliehen. Niemals kann ich zu ihnen und zu dem, was sie verloren haben, zurückkehren.“

„Dem Schatz?“

„Ja, dem gestohlenen Schatz. Oh, Jessi, fürchte dich. Sie kommen. *Ils sont terribles ...*“ Einen Moment vergrub er das Gesicht in seinen Händen, dann hob er den Kopf und sah sie an. „*Hast du ihn?*“

Die Scheinwelt, oder was immer es war, schien sich aufzulösen, und der französische Garten war wieder da. Jean-Lucs Frage erinnerte sie deutlich an den Traum, den sie gehabt hatte, als sie auf dem Heimweg von Rochers auf jenem Aussichtspunkt auf dem Berg eingeschlafen war. Auf einmal wußte sie, daß sie diesen Traum, diesen Alptraum, oft gehabt hatte, seit sie aus Frankreich zurück waren, daß sie ihn nach dem Aufwachen aber immer vergessen hatte. Es war immer derselbe Traum: die bösen Kinder aus jener Nacht im Château suchten sie. Sie spürten sie auf, und sie verlangten ihren Schatz zurück.

Jess glaubte, auch jetzt zu träumen, aber es fühlte sich nicht an wie ein Traum. Sie mühte sich um eine vernünftige Erklärung. „Oh, ich weiß, was es ist. Du schauspielerst. Du probst eine Rolle ...“

Natürlich, die Kinder hatten in der *son et lumiere* mitgemacht. Vielleicht kamen sie von einer Schauspielschule, und jetzt gaben sie eine Vorstellung in London. Sie hielt Ausschau nach den bekritzelten Blättern, die sie gesehen

hatte, aber Jean-Luc hatte sie weggelegt - sie waren verschwunden.

Er schüttelte den Kopf.

„Ihr seid keine Schauspieler.“ Sie lachte. „Gut, das hab ich mir gedacht. Es ist ein Spiel, wie Dungeons and Dragons. Ein ausgedachtes Spiel für Erwachsene? Die Suche nach dem verlorenen Schatz, die Schlacht zwischen Gut und Böse, der Kampf der Mächte des Lichts gegen die Macht des Satans, irgend so was?“

„Ich habe den Triumph des Satans erlebt“, flüsterte Jean-Luc und wandte ihr seine grauen Augen zu. „Wohl wahr.“

Sie befanden sich wieder in dem kahlen Raum. Die Eisentür (ihr war vorher nicht aufgefallen, daß sie aus Eisen war) öffnete sich mit einem Knarren - dann noch ein Knarren. Statt Licht war dahinter ein Streifen Schwärze, Jean-Luc schaute mit einem Ausdruck gleichförmigen, hoffnungslosen Entsetzens darauf. Da war ein Kratzgeräusch, wie der Lärm von vielen kleinen kratzenden Fingernägeln. Jean-Luc sog scharf die Luft ein. Jess schrie fast laut auf vor Entsetzen, als die kleinen klauenähnlichen Hände erschienen, in die Luft zu greifen anfangen und nach ihrer Beute tasteten. Es war, als drückten sie den Deckel eines Sargs auf und langten aus dem Grab hoch.

„Sie verlangen zurück, was sie verloren haben. Jessi, bitte!“

In der U-Bahn auf dem Weg nach Hause starrte sie auf ihr Spiegelbild in dem schmutzigen Fenster. Sie rieb sich die Augen. War sie eingeschlafen? Plötzlich besorgt, sah sie auf ihre Armbanduhr. Eingehüllt in Jean-Lucs Scheinwelt hatte sie die Zeit aus dem Blick verloren. Es war nicht viel

später als üblich. Ihr war es vorgekommen wie Jahre, aber sie konnte sich gar nicht sehr lange im Garten aufgehalten haben.

Jess wollte nicht glauben, daß das Geschehen tatsächlich so seltsam gewesen war, wie es schien. Es war ein Spiel, und Jean-Luc verstand sich darauf... das war alles.

Es war erstaunlich, was er mit ein paar Gesten, ein paar gemurmelteten Worten anzustellen vermochte. Er hatte die „Zelle“ vollkommen wirklich erscheinen lassen. Sie konnte sie jetzt vor sich sehen: die Luke in der Tür, damit jemand hineinschauen und prüfen konnte, daß man sich nicht umgebracht hatte. Die blaugraue Farbe auf dem Eisen, die Farbklumpen auf den Türangeln, als ob sie von Schmiere überzogen wären. Ihr war gegenwärtig, wie sich die graue Decke auf dem Feldbett angefühlt hatte, einem Stück Pappe gleich.

Sie war sich noch immer nicht ganz sicher, was vorgegangen war. Jean-Luc mußte „den verlorenen Schatz“ finden und wurde in einem fort gejagt und gefangen und entkam, nur um erneut gefangen zu werden. Die schlimmen Bälger, diese bösen Kinder, stellten das durch und durch Böse dar oder so etwas - und Jess war Jean-Lucs treue Gefährtin. Es klang völlig kindisch, aber es war aufregend gewesen. Jess hatte, seit sie klein war, nicht mehr geschauspielert - außer Paddy zuliebe, um ihn aufzuheitern, was nicht zählte. Sie hatte vergessen, welchen Spaß es machen, wie wirklich es scheinen konnte. Jean-Luc hatte sie einfach mit hineingezogen, ohne Erklärungen, als wären sie seit Jahren Freunde. Das Spiel hatte ihn auch jünger wirken lassen. Am Montag hatte es den Anschein gehabt - so nett es auch gewesen war -, als unterhielte sie sich mit einem verständnisvollen Erwachsenen.

Heute war er mehr der Junge gewesen, den sie in Frankreich kennengelernt hatte.

Aber die Kinder...

In dem schmutzigen Zugfenster furchte sich das Spiegelbild von Jess' Gesicht zu einem Stirnrunzeln. Hatte sie die Kinder tatsächlich gesehen, oder war ihre Phantasie mit ihr durchgegangen? Sie war sich nicht sicher. Beim Gedanken an die Kinder war ihr unbehaglich zumute. Sie paßten nicht in die Vorstellung, daß sie und Jean-Luc in einem Phantasiestück gefangen gewesen waren. Die Rolle, die sie spielten, war zu seltsam, wenn sie denn wahr war...

*Ils sont terribles*, sie sind schrecklich.

Sie wollte nicht darüber nachdenken. Sie hatte Jean-Luc wiedergesehen, das war wichtig, und sie waren Freunde.

Jess kam nicht allzu spät nach Hause, jedenfalls nicht so spät, daß jemandem etwas aufgefallen wäre. Sie schaute fern, während Paddy zu ihren Füßen mit seinen Piraten und seiner Raumpolizei spielte, bis es Zeit zum Essen war. Während sie Fleischpastete mit Möhren aßen, geriet sie sich mit ihrem Vater über Recycling in die Wolle. Jess mußte ihre Familie ständig ermahnen, sie verursachten zehnmal mehr Müll als nötig, wenn sie sie nicht ständig bekrittelt. Adam aß langsam. Jess konnte sehen, wie es Mum juckte, ihm zu helfen, aber sie ließ es bleiben. Dad würde über Elektro-Besteck nachdenken, das sich mit kraftlosen Händen handhaben ließ. Es war ein weiterer Tag im Leben, einfach ein weiterer Tag.

Nach dem Tee ging sie nach oben. Es hing noch mehr Putz von der Wand. Sie riß die Brocken herunter und warf sie in ihren Papierkorb. Dann holte sie den langen Haken

hinter der Kommode auf dem Treppenabsatz hervor und zog die Dachbodenleiter herunter.

„Ich geh' auf den Speicher“, rief sie. „Schiebt die Leiter nicht hoch. Ich bleibe nicht lange.“

„Darf ich mitkommen?“ rief Paddy von unten.

„Nein, darfst du nicht. Mum, Adam - *er soll mir nicht nachkommen.*“

Sie knipste das Licht an. Der Dachboden glich einem Trödelhaufen. Ihre Eltern redeten davon, den Speicher zu einem weiteren Zimmer auszubauen, wenn sie das Geld dazu haben sollten. Jess sah das nicht kommen. Da war so viel Zeug, und es gab keinen anderen Platz dafür im Haus. Sie kämpfte sich durch Kisten mit vergessenen Nippsachen, Plastikmülltüten voll mit alten Kleidern, Rollen übriggebliebener Tapete. Der letzte, der hier oben nach etwas gesucht hatte, hatte ein furchterliches Durcheinander angerichtet - wahrscheinlich ihr Vater, ihre Mutter war ein ordentlicher Mensch. Schließlich entdeckte Jess die Campingausrüstung.

Ohne Mühe fand sie ihren Rucksack. Er war blau mit gelben Sprenkeln und hübsch gammelig, aber nicht zu alt. Unten unter der Haupttasche gab es ein Fach, um Stiefel oder nasse Sachen zu verstauen. Da Jess es nie benutzte, war es ein guter Platz, um darin Dinge in Vergessenheit geraten zu lassen. Dessen war sie sich auch am Morgen bewußt gewesen, als sie Rochers verließen und sie den Beutel mit dem Schatz der Kinder dort hineingestopft hatte.

Sie hatte nicht mehr daran gedacht beziehungsweise es aus ihrem Kopf verbannt. Ihren Eltern hatte sie nicht von dem Spiel im Dunkeln unter dem Château erzählt, ja, sie hatte nicht einmal mit dem Gedanken gespielt, Adam

davon zu erzählen. Es gab nichts zu berichten. Wenn der Schatz wertvoll war, was konnte sie unternehmen? Sie wußte weder die Nachnamen der Kinder noch sonst etwas von ihnen. Jess runzelte die Stirn, der Rucksack fühlte sich leicht an, doch der Schatz hatte nicht viel gewogen. Sie griff in das unterste Fach. Es war leer.

Sie hielt den Rucksack auf den Kopf, durchsuchte alle Taschen und fand das Papier von einem französischen Eislutscher, zwanzig Centimes und zwei wertlose verbogene Heringe. Sie hockte sich hintenüber auf die Fersen. Die Berge von Gerümpel warfen im Licht der schirmlosen Glühbirne schwarze Schatten.

„Er muß irgendwo hier sein.“

Sie durchsuchte die übrige Campingausrüstung, arbeitete sich verbissen durch den Haufen aus Kochtöpfen, Klappstühlen, Gaskocher, Zeltbahnen, Schlafsäcken bis hinunter zu den staubigen Brettern, die die Isolierschicht des Daches abdeckten. Nichts. Da war nichts zu sehen von dem Brokatbeutel mit Kordel, den sie in der Dunkelheit aufgesammelt und an dem Morgen, als der Regen herabprasselte, in ihrem blauen Zelt kurz untersucht hatte.

Jess erinnerte sich an den dicken Stoff, an die Farbe der am oberen Ende fest verschnürten Kordel, die einmal rot gewesen, aber fast ganz zu Braun verblichen war, an die Form der Schachtel oder Blechdose darin.

„Er kann nicht einfach verschwunden sein!“

Es war kalt hier oben. Unter dem Château war es auch kalt gewesen, die Hände der Kinder waren kalt gewesen, wenn sie zupackten und kniffen und grapschten. Sie hatten Eisfinger gehabt - obwohl sie, wie Jess und Paddy, gerade von draußen aus einem heißen gewittrigen Augustabend hereingekommen waren. Sie erinnerte sich an ihre Gesicht-

ter, diese jung-alten schmutzigen Gesichter mit den verschlagenen traurigen Augen - und wie sie an ihren Schwarzbrotbrocken genagt hatten. Sie waren gute Schauspieler. Man hätte fast meinen können, sie wären tatsächlich Hunger leidende Bauernkinder aus der Zeit der Schreckenherrschaft...

Sie erinnerte sich, wie sehr sie sich gefürchtet hatte, als sie, in ihrem eigenen Zelt am Morgen darauf, jenen Beutel angefaßt hatte. Jetzt machte sie sich selber wieder angst. Gleich bildete sie sich noch ein, daß dieser vertraute unordentliche Dachboden von den Geistern der französischen Kinder aus der Zeit der Schreckenherrschaft heimgesucht wurde: die vor Hunger und Kälte gestorben waren und jeden haßten, der es warm und zu essen hatte ...

Die klare Stimme eines wirklichen Kindes drang aus dem Badezimmer herauf.

„Adam!“ rief Paddy. „A-Adam! Mein Badewasser riecht komisch!“

„Weil du drin sitzt, stinkendes Brüderchen.“

Das brach den Bann. Jess schluckte und lachte. Brüder!

Die Leiter klapperte. Jess wirbelte herum wie eine aufgeschreckte Katze. Dads Kopf war in der Luke aufgetaucht.

„Was machst du? Du bist seit Stunden hier oben.“

„Ich wollte etwas holen, das ich in meinem Rucksack gelassen hatte, aber es ist weg.“

„Keiner hat die Campingsachen angerührt, seit wir wieder da sind. Schau morgen noch mal nach“, schlug er vor. „Geh systematisch vor.“

Jess rieb sich die Arme. „Ja, Papi, systematisch. So wie du, wenn du was suchst.“

„Keine Frechheiten“, sagte er liebenswürdig. Er trug es

ihr nicht nach, daß sie ihn am Morgen angeschrien hatte. Alle übten sie gegenseitig Nachsicht. Sein Kopf verschwand.

„Beeil dich!“

Ihren Vater würde sie nicht einweihen, ihre Gedanken waren zu beängstigend und zu albern. Wenn sie sie jemandem erzählen müßte, würde sie umkommen vor Verlegenheit. Und da gab es Jean-Luc. O nein, es war zu lächerlich. Ihn gab es wirklich. Wenn sie sich noch mal trafen, würde sie ihn fragen, einfach beiläufig fragen: *Was ist mit diesen Kindern?*, und er würde es ihr erklären.

Sie wußte nicht mehr genau, ob sie verabredet hatten, sich im Garten zu treffen. Aber irgendwie war sie sicher, daß sie ihn dort antreffen würde, wenn sie wieder hinging.

Als Jess am nächsten Morgen aufwachte, sagte sie sich, daß nichts Unerklärliches vorlag - der „Schatz“ konnte irgendwo zwischen Rochers und London aus ihrem Rucksack gerutscht sein. Darum benutzte sie das unterste Fach kaum, es war nicht sicher. Der Beutel konnte nicht wichtig sein, er war nichts weiter als ein Requisit in einem Phantasiestück, und er hatte sich nicht in Luft aufgelöst, sein Verschwinden hatte nichts Unheimliches an sich.

Am Nachmittag traf sie Jean-Luc, und wieder wurde sie in sein konzentriertes Spiel hineingezogen. Diesmal befanden sie sich in einer Burg. Es war natürlich die Burg von Rochers, aber sie sah anders aus als im August. Der Burghof, wo die Aufführung stattgefunden hatte, war dicht mit Gras bewachsen. Die alten Tierställe, dunkle eingestürzte Bauten, nahmen wie ehemals das Gelände der Tiergehege ein. Jean-Luc zeigte ihr eine breite Senke voller Nesseln, wo (seinen Worten nach) ein Baron aus der Zeit Heinrichs des Achten Braunbären gehalten hätte ... Die massiven Mauern, die Prunksäle, Rüstkammern und Museen beherbergt hatten, waren dachlose Hülsen, nur der Flügel mit der Kapelle und die Brücke über die Schlucht waren unversehrt. Über allem, über den Ruinen und der Stadt unten, erhob sich drohend der Tour de Garde - als Jess Rochers besucht hatte, war er zerstört gewesen. Jetzt war er unversehrt und bewohnt von etwas ruhelos Bösem. Jean-Luc und Jess kauerten im einstigen Wolfsschuppen hinter einem Schleier aus Geißblatt und Brombeersträuchern, verborgen vor dem Schrecken, der draußen umher-

schlich. Sie waren auf der Jagd nach dem Schatz von Rochers, der Juwelenkrone. „Sie ist so schön“, flüsterte Jean-Luc. *„La couronne ist so schön und so kostbar, sie kann nicht für immer verloren sein.“*

„Woher weißt du, daß sie noch hier ist?“ flüsterte sie und geriet in den Bann des Ganzen. „Sie ist während der Revolution verschwunden, hat jemand sie vor dem Pöbel versteckt?“

„Pssst!“ zischte er. *„Sie! Sie lauschen! Sie werden mich vernichten, mich nie in Frieden lassen ...“*

Jess war auf dem Nachhauseweg im Zug noch immer ganz benommen von dem gefährlichen Abenteuer, begleitet vom Duft nach Geißblatt und dem Klang von Jean-Lucs drängender, verzweifelter Stimme - dem Blick des Entsetzens in seinen Augen. *„Du wirst mir helfen, Jessi. Du mußt mir helfen!“*

Den ganzen Oktober und November über traf sie ihn oft. Wann immer sie es einrichten konnte, ging sie nach der Schule in den Garten. Zu Noelle sagte sie, sie hätte einen besseren Heimweg entdeckt, und Noelle nahm die Geschichte hin - soweit Jess es beurteilen konnte. Das Spiel veränderte sich, aber es gab Szenen, die sich, mit Abwandlungen, wiederholten. Es kam vor, daß Jean-Lucs Einbildungskraft ins Stocken geriet, und ein Schauplatz verschwamm mit dem nächsten: Es hatte einen Anflug von Modernem gegeben, wie etwa eine Fahrt in einem Jeep, die im Mittelalter angefangen hatte. Manchmal gab es zwei Übel - wobei das Böse im Tour de Garde anders war als die bösen Kinder. Manchmal waren bloß *„sie“* da. Es gab Zeiten, in denen Jess überhaupt nicht verstand, was vorging, doch es war wie ein Eintreten in ein Kaleidoskop. Jede geheimnisvolle Veränderung war faszinierend.

In der Schule arbeitete sie so hart wie immer, vor allem in Biologie und Chemie, ihren besten Fächern. In beidem war sie ihren Mitschülern ein gutes Stück voraus. Mrs. Cohen, ihre Biologielehrerin, wußte, was Jess antrieb, und sagte zu ihr, wie glücklich sie sich schätzen könne, daß sie die nötigen Fähigkeiten mitbrachte. Sie gab Jess zusätzliche praktische Arbeiten auf und lieh ihr Bücher. Jess verbrachte viele Mittagspausen lesend in der Bibliothek und kopierte umfangreiche Schaubilder zur Übung. An einem Tag fiel ihr Jean-Luc ein, und sie fing an, die Juwelenkrone zu zeichnen, wie sie sie in ihrer „Vision“ gesehen hatte. Sie besah sich ihr Werk - betrachtete ihre Skizze und zerknüllte sie dann schnell. Dies war eine Scheinwelt, sie durfte nicht zulassen, daß Jean-Lucs Spiel sie in der wirklichen Welt verfolgte.

Eines Tages, als sie im Garten ankam, regnete es heftig. Sie suchte im Portal der Kapelle Schutz - und da war Jean-Luc in seiner dünnen Jacke, seiner schäbigen Hose und dem grünen Hemd. Sie schüttelte ihren Schirm und klappte ihn zu.

„Dirmußkaltsein!“

„Jessi?“

Er streckte seine Hand aus, und sie nahm sie.

„Wo sind wir? Was ist es diesmal?“

„Dies ist mein Zuhause“, sagte er. „Das ist der Fluß, der an meinem Elternhaus entlangfließt, am Ende unseres Gartens.“

Sie standen im warmen Sonnenlicht auf dem Kieselsteinufer eines Flusses, der unter Weidenbäumen klar dahinfloß.

Ein beschädigtes blaues Ruderboot lag umgedreht auf

den Kieseln. Jean-Luc hatte versucht, es wasserdicht zu machen. Er zeigte Jess, wie sie die klaffenden Nähte abdichten konnte, während er ein Loch flickte. Die Sonne schien heiß auf ihre Schultern. Jess zog ihre Schuhe und Socken aus und fühlte die warmen Kieselsteine sich unter ihren Zehen bewegen.

Dies war eine Phantasiewelt freundlicherer Sorte. Es gab keine Suche, keine Verfolgung, keine Rollen. Jean-Luc erwähnte weder den Schatz noch die Kinder. Er wirkte sorgenfrei und kaum älter als Jess. Er erzählte ihr, daß er mit vollem Namen Jean-Luc Batiste heiße, was sie bisher nicht gewußt hatte. Sein Vater war Arzt und seine Mutter Apothekerin in einer kleinen Stadt auf dem Lande in der Nähe von Rochers. Er hatte keine Geschwister, aber Cousins und Cousins, und sie hatten schöne Zeiten zusammen verbracht: beim Fischen, beim Schwimmen im Fluß, auf Ausflügen mit dem Pony im altmodischen zweirädrigen Pferdewagen seines Vaters.

Jess war eine Städterin. Es war fremdartig, von einer französischen Kindheit erzählt zu bekommen, wie Geschichten aus einer anderen Zeit. Sie erzählte ihm von dem Plan, den sie mit Noelle ausgeheckt hatte. Mit achtzehn wollten sie zusammen in die Karibik gehen. Sie würden sich durchschlagen, und Noelle hatte dort Verwandte, die sie besuchen konnten. Jean-Luc hatte entfernte Verwandte auf einer der französischen Inseln und sagte, er würde liebend gern dort hingehen - wenn dieser Krieg nicht wäre.

„Welcher Krieg?“ fragte Jess.

Jean-Luc sah sie stirnrunzelnd und verwirrt an. „Der Krieg, du weißt schon. Reden deine Eltern nicht darüber?“

Er erzählte ihr, er wolle Arzt werden, und Jess sagte, sie Molekularbiologin. Das hatte sie ihm schon mal erzählt,

aber diesmal tat er sich schwer, sie zu verstehen. Sie beließen es bei der Biologin, damit konnte er etwas anfangen.

Dann war es soweit, das Werk zu testen. Im Spiel trug Jean-Luc kurze Hosen. Jess rollte ihren Rock am Taillebund hoch. Sie drehten das Boot richtig herum, wateten los und zogen das Boot ins Wasser.

Es lief sofort mit Wasser voll, aber das war ihnen egal. Sie ließen es auf die Kieselsteine herabsinken, während sie mit den Füßen im Wasser am Ufer saßen. Wasserläufer schnellten hin und her, ein Fisch stieg mit einem Platschen aus einer tiefen Stelle unter den Weidenbäumen auf. Ich bin so glücklich, dachte Jess, aber Jean-Luc sprach als erster.

„Glaubst du an das Böse, Jessi?“

„Ich weiß, daß schreckliche Dinge geschehen“, antwortete sie.

„Ja“, stimmte er leise zu.

„Aber wenn Menschen unrecht tun, sehen sie sich selbst nicht als böse an.“ Sie dachte an die schlimmen Dinge, die sie selbst und ihre Eltern ausgesprochen und empfunden hatten, seit Adam krank war. „Normalerweise haben sie einen Grund, vielleicht leiden sie selbst. Es ist schwer, nicht um sich zu schlagen, wenn man verletzt wird. So verhält es sich bei normalen Menschen. Mit Monstern und Psychopathen, kenne ich mich nicht aus, verstehst du. Ich kann mich nicht in sie hineindenken, aber schätzungsweise haben sie irgendeinen Grund - einen irgendwie verdrehten Grund.“

Jean-Luc sah sie ernst an.

„Du bist ein gutes Mädchen.“

Sie war beleidigt, denn sie wollte nicht, daß er sie wie

ein gutes Mädchen behandelte. „Meine gute Gefährtin“, murmelte er. „Woher bist du gekommen, Jessi? Warum bist du hier?“

Sie spürte eine Veränderung. Er nahm ihre Hand, aber es war nicht mehr der Junge, sondern der erwachsene Jean-Luc mit den verfolgten Augen, der sie jetzt ansah. Der erfundene Fluß, der Jess noch vor einem Moment völlig wirklich vorgekommen war, verblaßte seltsamerweise. Er verschwand nicht, aber die Lebendigkeit und Fröhlichkeit erloschen.

„Sie sind da“, flüsterte er. „Selbst hier. Mein ganzes Leben gehört ihnen. Nichts bleibt davon unberührt. Nur du, Jessi. Nur du ...“

„Wer sind sie?“ rief sie, obwohl sie wußte, daß er nur die schrecklichen Kinder meinen konnte. Der Griff um ihre Hand begann ihr weh zu tun. Jean-Luc sprang auf und zog sie auf die Füße.

Die Weidenzweige zitterten. Ein Mädchen in Lumpen kam zwischen ihnen zum Vorschein. Sie stand im Fluß und schüttelte ihre verfilzten Haare. Blut lief ihr aus dem Mund, sie streckte klauenartige Hände aus. Das klare Wasser floß nun grau und rot gestreift dahin, es lag ein Gestank nach Chemikalien und verfaultem Fleisch in der Luft.

„Schnell, Jessi. Lauf! Wenigstens du mußt ihnen entkommen ...“

Und Jess saß wieder im Zug, auf dem Weg nach Hause.

Als sie heimkam, warteten alle auf sie. Ihre Eltern und Adam hatten einen Termin im Krankenhaus bei Mrs. Naira, Adams fachärztlicher Beraterin, um über eine neue Behandlung zu sprechen. Jess sollte sich um Paddy küm-

mern. Aber es ging in Ordnung, sie hatte sich nicht allzu-  
sehr verspätet.

Sie spielte mit Paddy, solange sie es aushalten konnte, dann machte sie ihm die Zeichentrickfilme im Fernsehen schmackhaft und ging in die Küche, um ihm das Abendessen zu bereiten. Was ging in dem französischen Garten vor? Wenn sie ein Phantasiestück spielten, warum sagte Jean-Luc es nicht? Er zog sie mit hinein, ohne irgend etwas zu erklären. Es mußte verrückt aussehen, wenn jemand zusah: Ein junger Mann und ein Schulmädchen spielten miteinander wie Kinder, flickten ein imaginäres Boot ... War er verrückt? Das wäre eine einfache Erklärung. Aber wenn dem so war, dann war Jess auch verrückt, weil alles *wirklich* war - und angsterregend. Mühelos ließ sie sich von der romantischen, abenteuerlichen Seite des Ganzen gefangen nehmen. Rückblickend erkannte sie, daß die Angst echt war. Die Angst und der kostbare Schatz, der verlorengegangen war...

Was war mit dieser neuen Behandlung? *Es gibt kein Heilmittel*, das war ihnen allen eingehämmert worden. Selbst Paddy wußte, daß Adam sterben würde. Konnten diese neuen Medikamente Adams Leben um zehn Jahre verlängern? Um fünf? Konnten die Ärzte das versprechen?

Zwischen den Gedanken an Adam und an diese seltsamen Spiele im französischen Garten glaubte sie, ihr Kopf würde platzen.

Jess kochte Paddy sein Lieblingsessen. Sie würde ihn zwingen müssen, herzukommen und zu helfen, er verstand es zu gut, seine Schwester als eine nützliche Sklavin anzusehen. Aber er hatte keine Lust zu helfen. Die Kartoffeln kochten, die Bohnen hatte sie in eine Schüssel geschüttet (er mochte sie lieber kalt). Sie stand am Küchen-

tisch und rieb Käse. Da kam eine Hand angekrochen, tastete über die Arbeitsfläche und stahl sich zu der Schüssel mit Bohnen. Unter dem grellweißen Licht der Neonlampe in der Küche stach jede Einzelheit hervor. Es war eine Kinderhand mit dreckigen Fingernägeln. Oben auf einem der Finger war eine offene Wunde, aus der gelbes Zeug näßte.

Jess schrie nicht auf, Entsetzen schnürte ihr die Kehle zu. Sie machte einen Satz vom Küchentisch weg und schrie *uuuhhh*, so als würde ihr gleich schlecht werden. Der Anblick war nicht zu ertragen. Mit einem Ruck drehte sie sich um. Einen Moment lang war das Geschöpf da, in der Ravenschen Küche. Es schaute sie mit ausdruckslosen boshaften Augen an und sah nach einem Kind in zerlumpten, schmutzigen, übergroßen Sachen aus, aber sie wußte, daß es kein menschliches Wesen war. Geister sind keine menschlichen Wesen. Sie hörte sich wieder einen schrecklichen Mißlaut ausstoßen, warf sich auf die Hand auf dem Küchentisch und hämmerte mit der Käseibe darauf ein. Zerschmetterte sie, zermalmte sie ...

„Jess?“

Paddy stand in der Küchentür und schaute besorgt. Die Erscheinung war fort. Auf dem Fußboden lagen Stückchen geriebenen Käses.

„Was ist los, hast du dich geschnitten?“

Zitternd starrte sie auf den kleinen Jungen. „Geh wieder fernsehen.“ Sie schnappte die Schüssel mit Bohnen.

„He! Was tust du! Warum schüttetest du meine Bohnen weg?“

„Ich hab' versehentlich Spülmittel reintroffen lassen. Tut mir leid. Du kannst Erbsen mit Ketchup haben. *Geh wieder fernsehen. Ich will dich hier nicht haben.*“

Sie warf die letzten Reste des verdorbenen Essens in den Mülleimer und setzte sich, schwer schluckend, auf einen Stuhl. Bitte, lieber Gott, betete sie, was immer es gewesen ist, Einbildung oder was ... Laß es nicht noch mal passieren.

Sie brachte Paddy seine Erbsen. Als er gegessen hatte, ließ sie ihn sein Lieblingsvideo einlegen. Er kam und setzte sich auf ihr Knie, wie ein übergroßer junger Hund, und sie schauten es zusammen an.

Ihre Eltern und Adam kamen zurück, nachdem Paddy im Bett war. Sie waren still und traurig. Mrs. Naira schien sie immer wieder bloß gewarnt zu haben, daß sie keine Wunder versprechen könne. Das wiederholte ihr Vater in einem fort: *Sie verspricht keine Wunder*. Wenn Jess seltsam aussah, so fiel es niemandem auf. Sie ging zu ihrer üblichen Zeit ins Bett, konnte aber nicht schlafen. Also setzte sie sich auf und öffnete das Fenster in der Hoffnung, bei frischer Luft besser nachdenken zu können. Es war kalt, und die graue Londoner Dunkelheit roch nach Winter.

Sie rief sich die Hitze und den düsteren Himmel jener Augustnacht in Frankreich ins Gedächtnis. Als die Feuerwerkskörper hochschossen, konnte man plötzlich die aufgetürmten Gewitterwolken sehen, dann waren sie wieder unsichtbar. In den Flutlichtern der *son et lumiere* hatte das Château auf seinem Felsen anmutig und klein ausgesehen, wie ein harmloses, romantisches Märchenschloß. Eben das wollten auch die Burg-Führer und die Prospekte die Touristen glauben machen. *O nein, niemand wurde gefoltert, es hat kein Massakergegeben, es gibt hier keine bösen Geister!*

Jess wußte, daß das eine Lüge war. O ja, Rochers hatte seine Geister. Die Kinder, die Paddy und sie an dem Abend

getroffen hatten, waren rachsüchtige Geister, und Jean-Luc war ihr Opfer. Es klang lächerlich, aber sie konnte sich nicht länger selbst belügen. Verwirrend und bedrückend festigte sich in ihr die Gewißheit - es war nicht möglich, und doch war es wahr,

„Nur ich kann ihm helfen“, flüsterte sie laut. „Und ich weiß nicht, was tun!“

Ihr fiel auf, daß sie schwache Geräusche aus dem Zimmer nebenan hören konnte: sipp, sipp, sipp, tschie, tschie, tschie ... Sie lauschte eine Weile. Schließlich stand sie leise auf und kroch hinaus auf den Treppenabsatz. Unter Adams Tür war ein Streifen Licht zu sehen, und sie klopfte.

„Herein.“

Adams Zimmer war heilig, es war privater als das Schlafzimmer ihrer Eltern. Ihr war von klein auf klar gewesen, daß es VERBOTENES TERRITORIUM war und daß Adams Freundschaft und Freundlichkeit davon abhingen, DASS SIE DRAUSSEN BLIEB, ES SEI DENN, SIE WURDE HEREINGEBETEN.

„Hallo. Kann ich mit dir über was reden?“

Adam hing vor seinem Schreibtisch, den umgemodelten Joystick in seiner Faust, und spielte mitten in der Nacht mit seinem Computer wie jeder normale Achtzehnjährige. Er sah auf und lächelte.

„Dachte, du würdest nie fragen. Komm rein.“

Abgesehen von der Laufstange sah sein Zimmer aus wie immer, dieselben Ansell-Adams-Poster, dieselben Drucke von alten Fotografien grimmig dreinblickender amerikanischer Indianerhäuptlinge, dieselben vollgestapelten Bücherregale und der unordentliche Schreibtisch. Die Uhr auf seinem Nachttisch stand auf zwei Uhr funfzehn.

„Was meinst du denn mit ‚Dachte, du würdest niefragen? \Adam.“

„Eltern sind blind, ich nicht. Setz dich.“

Sie setzte sich auf sein Bett. „Was hältst du von der neuen Behandlung?“ fragte sie. „Wird sie helfen?“

„Nö.“ Er drehte seinen Stuhl herum: ein Bürostuhl, den ihr Vater umgebaut hatte. Mit einem schiefen Lächeln sah er sie an. „Aber jch kann mich irren. Okay, heraus mit der Sprache über das Jungs-Problem.“

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist kein ...“

Sein Lächeln wurde breiter. „Kein Jungs-Problem? So wie du herumgeisterst? Bist du sicher?“

„Also gut“, gab sie zu. „Irgendwie schon.“

Sie erzählte ihm von Jean-Luc, die ganze Geschichte: von dem Schatzsuche-Spiel, bei dem Jess und Paddy am Ende in der *oubliette* gelandet waren, dem Brokatbeutel, der verschwunden war, von den Treffen im französischen Garten und den lebendigen, angsterregenden erfundenen Abenteuern, die sie mit Jean-Luc erlebte.

Hilflos sah sie ihren Bruder an. „Nichts davon will mir in den Kopf, Adam. Ich denke über Erklärungen nach, und sie scheinen Sinn zu machen, aber nichts paßt wirklich zusammen. Verstehst du, vielleicht sind die Kinder Geister aus der Zeit der Französischen Revolution - die Wächter eines Schatzes, der in der Schreckensherrschaft verloren-ging. Ich weiß, es hört sich verrückt an, aber... ich glaube, es stimmt. Aber er paßt nicht hinein. Er trägt moderne Sachen, er kennt Autos und Flugzeuge und alles. Er ist ein gewöhnlicher Mensch aus einer kleinen französischen Stadt, den ich in den Ferien kennengelernt habe. Aber ...“ Bei der Erinnerung schauderte sie. „Immer trägt er diesel-be Kleidung, dieselben Sachen, die er an dem Abend im

August anhatte. Das unter anderem habe ich nicht zur Kenntnis nehmen wollen ..."

Sie holte Luft. „Klar ist mir nur, daß Jean-Luc in Schwierigkeiten steckt und sich an mich um Hilfe gewandt hat, und ich weiß nicht, was tun. Wenn ich den verlorenen Schatz zurückgeben könnte, vielleicht könnte ihn das befreien. Aber ich habe ihn entweder verloren, oder ... oder die Kinder haben ihn mir irgendwie abgenommen. Er ist weg."

Mehr hatte sie nicht zu sagen. Sie wartete hoffnungsvoll auf Adams Urteil. Er war krank, aber er hatte sich nicht verändert, und er war noch immer der große Bruder, den sie bewunderte - der stets gewußt hatte, was zu tun war, egal in welchen Schwierigkeiten Jess steckte.

Adam rieb unbeholfen an seinem Nasenrücken und runzelte die Stirn.

„Du sagst, du triffst diesen französischen Jungen auf dem Heimweg von der Schule in einem Park und spielst furchterregende Phantasiespiele mit ihm. Aber mir ist nicht aufgefallen, daß du später nach Hause kommst. Türmst du, um ihn zu treffen?"

„Nein! Es ist seltsam. Das ist auch so was ... was ich nicht wahrnehmen wollte. Ich treffe ihn, und wir erleben Abenteuer, die lange zu dauern scheinen - sie sind erfunden, aber sie erscheinen wirklich, uns beiden. Und dann ... nehme ich den üblichen Zug und komme hier an."

„Zu deiner üblichen Zeit?"

„Mehr oder weniger. Es ist, als würde das Zusammensein mit Jean-Luc kaum Zeit beanspruchen."

„Sehr merkwürdig."

„Also, was meinst du? Was können wir tun?"

Adam mußte irgendeine Antwort wissen.

„Mmm“, sagte er. „Hast du versucht, deine Route zu ändern?“

„Was?“

„Auf einem anderen Weg von der Schule nach Hause fahren. Geh erst gar nicht in die Nähe des Parks. Fahr in Richtung Wimbledon, und mach kehrt, oder was du willst... Verstehst du, so wie es sich anhört, bist du entweder in der U-Bahn eingeschlafen und hast lebhaft von dem Jungen, den du in Frankreich kennengelernt hast, geträumt, oder du hast diesen Jean-Luc tatsächlich getroffen, und er hat dir irgendwie Angst eingejagt. Die Antwort ist einfach: Du solltest aufhören, ihn zu treffen. Ob es ihn wirklich gibt oder nicht, nimm einen anderen Weg, und du bist den gespenstischen Verehrer wahrscheinlich los.“

Naturwissenschaftliche Bücher lagen auf Adams Bett verstreut. Dieser DNA-Kode, dachte sie, als sie auf eine aufgeschlagene Seite sah und eine Reihe von Buchstaben erblickte - CCTGGCAGGTCAACGGAT ... Adam war krank, weil eine lebenswichtige Anweisung in jener geheimen Sprache des Lebens fehlte. Er forschte nach der Ursache seiner Krankheit. Ein Schraubstock legte sich um Jess' Eingeweide. Sie mußte noch so viel lernen, und es blieb so wenig Zeit. Er würde sterben, wie konnte sie von ihm erwarten, daß er sich auf ihre Probleme konzentrierte?

„Aber was ist mit Jean-Luc?“ flehte sie.

Adam setzte seine Brille mit den dicken Gläsern ab und beugte sich vor. Augen so grün wie ihre eigenen musterten Jess' Gesicht.

„Jess, gibt es da noch mehr? Etwas, was du mir verschwiegen hast?“

„Nein.“

„Keine Drogen, keine Betrügereien? Du willst mir nicht

auf unheimlich umständliche Weise verklickern, daß du in schlimmen Schwierigkeiten steckst?"

„NEIN!“

„Okay, dann können wir die Eltern wohl außen vor lassen. Probier meinen Vorschlag aus und schau, was passiert.“

Eigentlich war es Jean-Luc, der in Schwierigkeiten steckte, doch in Adams Augen brauchte Jess Hilfe. Sie wollte protestieren: *Wir müssen ihn retten!*, aber plötzlich wurde ihr bewußt, wie sich ihre Geschichte anhören mußte. Wenn er sie ernst nahm, war Jess entweder in eine sehr seltsam klingende Freundschaft verwickelt, oder sie stand davor, überzuschnappen. Und Adam, der immer ihr Beschützer gewesen war, war krank und hilflos. Wie schrecklich für ihn... Sie dachte an den Geist in der Küche. Sie erzählte ihm besser nicht davon, sonst würde er restlos überzeugt sein, daß sie verrückt sei.

„Und du solltest zur Schlafenszeit eine warme Milch trinken.“

Er lächelte, und irgendwie schaffte sie es, sein Lächeln zu erwidern.

„Richtig. Am besten mit Ovomaltine. Ich fange morgen damit an.“

„Zerstört alle bekannten Formen übersinnlicher Belästigung.“ Er langte herüber und zwickte ihre Nase, so wie er es immer getan hatte, als sie fünf war. „Keine Angst, diese Luftschlösser gibt es nur in deinem Kopf.“

Sie ging zurück in ihr Zimmer und schaffte es einzuschlafen - und fand sich wieder, wie sie mit Jean-Luc unter den Kastanienbäumen hinter der Kapelle spazierenging.

„Mut“, sagte er und wickelte sich in die dunkle Jacke. „Man kann sich selbst Mut zureden. Du kannst mutig sein,

ich kann mutig sein, jeder, der es will, kann mutig sein ... bis zu einem gewissen Punkt."

„Ja“, sagte Jessica grimmig. „Das weiß ich.“ Aber seine Angst beunruhigte sie. „Dies ist ein Spiel, nicht wahr?“ fragte sie. „Verstehst du, du machst mir manchmal angst. Du bist nicht wirklich in Gefahr, oder?“

„Es war ein Spiel“, antwortete er mit einem trostlosen Lächeln, „ein grausames Spiel, das sie spielten. Es war Versteckspielen.“

„Ich dachte, es wäre eine Schatzsuche.“

Dann wachte sie, in ihrem eigenen Bett, auf. Adam irrt sich, dachte sie. Es ist egal, welchen Zug ich nehme, Jean-Luc kann mich überall finden, und genauso können es die schrecklichen Kinder.

Nach der Schule ging sie zum Garten. Es war ein frostiger Nachmittag. Die Kastanienbäume waren kahl, ihre Äste hingen mutlos herab, an den Enden nach oben gebogen wie Stoßzähne von Mammuts. Der Himmel war von einem kalten blassen Blau. Wie üblich war kein Gärtner zu sehen, aber jemand hatte das verwelkte Laub von den Wegen gefegt. Die Wasserpflanzen um den Brunnen waren abgestorben und entfernt worden. Jessica las die Inschrift auf dem Steinsockel - doch war sie jetzt, da sie sie vollständig lesen konnte, gleichermaßen verwirrend. *Vom Feigenbaum aber lernet das Gleichnis: Wenn sein Zweig schon saftig wird und die Blätter treiben, erkennt ihr, daß der Sommer nahe ist...* Was mag es zu bedeuten haben, fragte sie sich.

Jean-Luc war nicht da. Immer hatte sie befürchtet, daß es so enden würde, daß er verschwand, wie er in ihr Leben getreten war, und sie niemals erfahren würde, was ihm

widerfahren war. Ihr Traumgefährte, ihr geliebter Freund. Es spielte keine Rolle, daß sie - fast - vierzehn war und er erwachsen. In der Welt des Gartens war sie alterslos und jeden Alters, und bei ihm verhielt es sich genauso. Sie war Jessi, und er war Jean-Luc, der Altersunterschied zwischen ihnen war ohne Bedeutung.

„Oh, Jean-Luc.“

Sie weinte und hob ihre Hände vors Gesicht, um es zu verbergen.

Etwas raschelte. Jess sah an sich hinunter. Sie trug einen apfelgrünen Rock mit Zweigen aus Goldstickerei über einem matt goldfarbenen bereiften Unterrock. Creme-weiße Spitze zierte den tiefen Ausschnitt des Oberteils. Sie fühlte die feste Schnürung um ihre Rippen, die sie wie eine Tänzerin dastehen ließ - wenn man in einem Kleid wie diesem in schlechter Haltung dastünde, würde man erstickten. Ein dunkelgrüner, mit gelbem Taft gesäumter Samtumhang hing von ihren Schultern herab, und sie konnte das Gewicht der Falten spüren, die fast bis auf den Boden reichten.

Sie trat einen Schritt zurück, die Hände auf den ungeheuren Rücken ausgebreitet, eisige Schauer durchliefen sie. „Was ist das? Was gibt es diesmal? Das geht zu weit! Laß das sein!“

Niemand antwortete. Der Brunnen war verschwunden, und sie stand auf einem samtigen grünen Rasen. Vor ihr stand ein Haus mit braungedecktem Dach und großen Schornsteinen. Es war aus Fachwerk, wie ein elisabethanisches Haus, und schon alt. Das Dach hing in der Mitte leicht durch, die Holzbalken und der Putz hatten mit den Jahren zarte Farbtöne angenommen.

Sie ging zu dem Haus und trat ein, indem sie den Riegel

an einer dunklen kleinen Tür anhub, so als hätte sie ihr ganzes Leben hier gewohnt. Ein Korridor fuhrte zu einem Zimmer mit Fenstern, die auf den Rasen hinausgingen. Die Wände und die Kassettendecke waren in dunklem, glänzendem Holz getäfelt. Der Fußboden war in einem schwarzweißen geometrischen Muster mit quadratischen Marmorplatten ausgelegt, die Fenster hatten kleine Bleiglasscheiben. Sie stellte fest, daß es draußen Sommer war. Die Blumenbeete standen in Spätsommerblüte: Fackellilien, Rittersporn und Japananemonen. Abendsonnenlicht vergoldete die Oberfläche des Flusses, der am Ende des Rasens vorbeifloß.

Jessica hörte Schritte vorbeimarschieren - ein Geräusch, das Bilder von Soldaten in Reih und Glied heraufbeschwor. Durch eine Tür erhaschte sie hinter den Blumenbeeten einen Blick auf eine Straße. Da war ein großer, schnittiger alter Wagen an der Bordsteinkante geparkt... *Ein Auto? Wie kam das dahin?*

In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch, ebenfalls aus dunklem Holz und mit einem Läufer aus grünem Samt darauf. Stühle mit geraden Rücken und lederbeschlagenen Sitzflächen standen darum herum. Auf einem der Stühle saß Jean-Luc.

Er war in Blau und Rot gekleidet. Goldborten säumten die Taschen und die Aufschläge seines Mantels, auch die Aufschläge seiner Hosen waren mit Goldspitze versehen. Seine Strümpfe waren aus weißer Seide, ein schlanker Degen hing an seiner Seite. Sein Hut, der ebenfalls mit Gold besetzt war, lag auf einem der Stühle. Neben seinem Ellbogen stand ein Glaskrug voll goldfarbenem Wein.

Ihm schien nicht bewußt, daß Jessica zugegen war. Er arbeitete schwer und schrieb oder zeichnete etwas mit

großer Konzentration. Ein Bündel Papiere lag vor ihm, einige Zettel waren auf dem Boden verstreut. Während sie zusah, warf er die Schöße seines Mantels nach hinten, goß sich ein Glas Wein ein und wandte sich wieder konzentriert seiner Arbeit zu. Sie nahm ihren Umhang ab, bückte sich und hob einen der Papierzettel auf. Alle Zeichnungen waren gleich, aber sie konnte sie nicht ganz erkennen. Als sie sich die Zettel näher ansehen wollte, lösten sich die Linien auf.

„Jessi.“ Er hatte sie bemerkt - doch war es anders als sonst. Nie hatte sie ihn so angestrengt, so konzentriert dreinschauen sehen. Seine grauen Augen waren wie Silbersplinter in seinem gebräunten Gesicht.

„Hast du früher mal so ausgesehen?“ fragte sie und zeigte auf die reichverzierten, kunstvollen Kleider. „Warst du ein Adliger zu der Zeit, als du den Schatz verloren hast?“

„Ein Adliger?“ Er zuckte die Schultern. „Wenn du so willst. In *ihren* Augen war ich, waren wir alle reich und sicher. Aber wir waren wahrlich arm dran und haben uns nicht sicher gefühlt, weiß Gott.“ Er gestikuliert ungeduldig mit der Hand, die den Federkiel hielt. „Jessi, du hast sie - *la couronne* - einmal vollständig gesehen. Du mußt sie mir beschreiben.“

„Wie meinst du? Sie bestand aus Juwelen, zusammengefügt Juwelen ...“

Er versuchte seine Angst zu verbergen, aber es gelang ihm nicht.

„Du mußt sie mir beschreiben! Jedes Teilchen des Puzzles muß genau die richtige Form haben, sonst paßt es nicht an seinen Platz.“

Sie wollte helfen, aber sie war fasziniert von den Ein -

zelheiten seiner Phantasie oder seines Traums oder was immer es war. Sie berührte die versilberten Ringellocken, die auf ihre Schulter herabgingen, und bemerkte, daß sie Ringe an den Fingern trug: einen von Brillanten eingefassten Smaragd und einen von kleinen Saphiren umgebenen Rubin. Und es war alles verblüffend wirklich! Sie ordnete ihre goldbestickten Rockschöße.

„Aber erinnerst du dich denn nicht?“

„Ich habe es mal genau gewußt.“ Er mühte sich, seine Stimme ruhig klingen zu lassen. „Aber ich hab's vergessen. *Es ist mirentfallen*“

„Ich könnte versuchen, sie aufzuzeichnen“, bot sie an. Sie glaubte es zu können. Was sie einmal zu ihm gesagt hatte, stimmte - sie erinnerte sich an jede Einzelheit. „Aue sagen, ich sei gut darin, mir Dinge im Kopf vorzustellen. Es steckt ein Kniff dahinter - ich fertige gute Schaubilder an. Wenn du einen Computer mit Grafikprogramm hättest, ginge es sogar noch besser ...“

Aber die im Gleichschritt marschierenderi Füße kamen näher: *wammm, wammm, wammm*. Jess erkannte, daß die Kleidung, die sie trugen, aus dem achtzehnten Jahrhundert stammte, aus der Zeit der Französischen Revolution. War das der Bauernmob, der anrückte, um die Burg von Rochers zu stürmen?

Jean-Luc war aufgesprungen und tastete über die getäfelte Wand, das Ohr am Holz. Er murmelte: „Ha, ich hab's“, und eine Holzlatte glitt zur Seite und enthüllte einen dunklen Rautn. „Hier rauf, schnell.“

In der dicken Mauer befand sich eine sehr schmale Stiege. Jessica raffte ihre goldenen und grünen Rockschöße vorn zusammen, und sie stiegen hoch, bis sie außer Atem waren. „Du kennst alle Geheimgänge“, keuchte sie.

„Aber als du Paddy und mich damals in der *oubliette* gelassen hattest, hat der Aufseher, der uns herausgeholt hat, gemeint, es gäbe keine ...“

„An welchem Abend war das?“ Er öffnete eine weitere Geheimtür zu einem dunklen Raum und sah sich um. „Rochers hat viele Geheimnisse. Sie wissen nicht alles.“

Etwas bewegte sich. Eine dunkle Gestalt fiel auf Jean-Luc. Jess' Hand griff instinktiv nach einer Waffe, und in dem geschnürten Oberteil ihres Kleids verborgen fand sie ein Messer. Doch bis sie es herausgezogen hatte, war der Kampf vorbei.

„Schnell ...“ Jean-Luc packte ihren Arm und sah sich nach dem hingefallenen Körper um. „Davon habe ich geträumt“, flüsterte er. „Ein junger Held, der im Dunkeln kämpft. Es ist nicht so gekommen. Schnell, los ...“

Sie krochen wieder weiter, an Räumen vorbei, in denen Menschen sich ernst und manchmal ärgerlich unterhielten. Teils waren Wächter an den Türen postiert, und Jean-Luc zog Jess ins Dunkle und fand einen anderen Weg. Sie erreichten das obere Ende einer Treppenflucht, Jean-Luc mühte sich mit einer Lukenklappe über ihren Köpfen ab.

„Nach oben!“

Er hob sie hoch, und sie faßte auf einen staubigen Sims und zog sich hindurch. Jean-Luc folgte. Sie befanden sich in einem engen Zwischenraum zwischen zwei Stockwerken, wo man nur kriechend vorankam - die Streben des Fachwerks über und unter sich.

„Sei vorsichtig“, warnte Jean-Euc sie zärtlich. „Verlagere dein Gewicht auf die Balken, nicht auf die Decke. Du wirst dich hindurchwinden müssen, verstehst du, wie eine Raupe.“

Sie fragte sich, warum er plötzlich mit ihr redete wie mit

einem Kind. Er schlängelte sich neben sie, mit eingezogenem Kopf und bis zu den Ohren angezogenen Knien. Es hätte lustig gewirkt, wenn er nicht so verzweifelt geschaut und in dieser unheimlichen, angestregten Weise gelächelt hätte, als beruhigte er ein Kind in einer Lage, in der es nichts Beruhigendes gab ...

„Ein bißchen noch“, redete er auf sie ein, „und du bist in Sicherheit. Hab keine Angst, wir passen auf dich auf. Alles wird gut.“

Jess war verwirrt, „Aber was ist mit dem Schatz?“

„Wirst du jetzt wohl wie eine kleine Raupe weiterkriechen? Ja?“

Sie wanden sich und krochen weiter. Unter ihnen liefen Leute hin und her. Jessica wäre an einer Stelle fast ausgerutscht und lag, klopfenden Herzens, mit der Wange an einem rauhen Stück Holz. Sie hatte keine Ahnung, welches Schicksal sie erwartete, wenn sie gefangen wurden, aber Jean-Lucs panische Angst war ansteckend. Ihr Mund war trocken, und sie zitterte vor Angst.

Sie ließen den engen Zwischenraum hinter sich und gelangten zu einem Boden, der nach Heu roch. Dort befand sich eine einzelne Frau, zusammengekauert und mit Kopfhörern auf den Ohren. Schnell, aber ruhig versteckte sie ihre Ausrüstung, als Jean-Luc und Jess hineinstolperten. Als sie Jean-Luc erkannte, sprach sie mit ihm und führte sie hinunter durch das stille Haus. Es war Abend, und alle anderen schliefen. „*Doucement*“, sagte sie, leise! Dann sagte sie: „*Bonne chance, p'tite*“ - viel Glück, Kleine - und gab Jess einen Kuß.

Aber das Gesicht der Frau war in dem Licht der einzigen Kerze, die das Haus mit den fest verriegelten Fensterläden beleuchtete, blaß und kalt, ihre Augen saßen in bläulichen

Höhlen. Sie hob die Hand zum Abschied. Ihr Arm bewegte sich merkwürdig, als wäre er an besonderen Stellen mit Gelenken versehen.

*Sie ist tot!* dachte Jess.

Sie standen im Freien. Jean-Luc griff ihre Hand und zog sie weiter. „Schnell“, keuchte er. Da waren Lichter in der Dunkelheit, die nicht dasein durften. Jean-Lucs Stimme war voll Panik. Jess fühlte einen Schrei des Entsetzens und Schmerzes in ihrer Kehle aufsteigen, doch auch das kleine Mädchen, das sie war, begriff, daß sie *um keinen Preis laut schreien durfle*. Jean-Luc hatte seinen Degen gezogen, schwaches Licht schimmerte auf dem Eisen. Aber er hatte sich verwandelt. Er war blauschwarz und hatte einen langen glänzenden Lauf, war geladen und hatte einen Griff, der in Jean-Lucs junger Hand übergroß aussah. Was hatte ein modernes Gewehr in einem Phantasiestück aus dem achtzehnten Jahrhundert zu suchen?

Dann verschob sich alles, und sie befanden sich in einem kleinen kahlen Raum. Aus einer nackten Glühbirne fiel Licht, in der grauen Eisentür war ein Guckloch. Jean-Luc drehte sich zu ihr. Seine Jugend war dahin, er sah alt und müde aus.

„Der zwanzigste August“, murmelte er. „Nein, ich habe dir nichts zu sagen. Nichts ...“

„Wir sind schon mal hier gewesen“, sagte sie.

Es war der Raum aus dem ersten Traumbild, das sie mit ihm geteilt hatte: die kalte Zelle, deren Atmosphäre Entsetzen, Not und hoffnungslose Trauer ausströmte. Sie wußte, daß etwas ausgelassen worden war, etwas Wesentliches, doch drehte es sich um eine Erfahrung, die Jean-Luc gemacht hatte, nicht sie. Sie konnte ihn nicht zur Umkehr veranlassen und zwingen, ihr zu zeigen, was

wirklich geschehen war, um ihn zum schrecklichen Ausgang der Geschichte zu führen. Sie konnte die ausgelassenen Teile nur fühlen, den Teil der Geschichte, dem er nicht ins Auge zu sehen vermochte ...

„Was ist mit dem Schatz?“

„Dem Schatz?“ wiederholte er. „Aber du hast ihn, Jessi. Ich habe ihn verloren, und du hast ihn gefunden. Ist es nicht so?“

„Aber er ist weg!“ jammerte sie bei dem Gedanken daran, was in der wirklichen Welt passiert war. „Sie haben ihn sich wiedergeholt! Es ist nicht gerecht! Warum lassen sie dich nicht in Ruhe?“

„Sie wollen mein Leben“, sagte er. „Ich wollte es ihnen schenken, aber es hat keinen Sinn. Sie geben sich nicht zufrieden.“

„*Hast du ihn?*“ flüsterte eine dünne Stimme im Dunkel.

Andere Stimmen nahmen die Frage auf. So jung sie waren, so unendlich grausam waren sie. Mit blitzenden Augen und Zähnen liefen sie zusammen. Jess fühlte die Gewalt eines erbarmungslosen Urteils, eines gnadenlosen Hungers. Die schrecklichen Kinder kamen bedrohlich nahe.

„Bitte!“ rief Jean-Luc. „Jessi, bitte ...“

Und dann stand sie wieder im Portal der Kapelle im französischen Garten. Es war stockdunkel darin, und sie hatte Angst. Schnell lief sie den Kiesweg hinunter, und sie verspürte bei jedem Schritt das Verlangen zurückzuschauen. *Sie folgten ihr.*

In den Straßen Londons war es weihnachtlich. Lichter glitzerten, Schaufenster waren hübsch mit immergrünen Zweigen, Lametta und scharlachroten Bändern ge -

schmückt. Jessica ging mit gesenktem Kopf zur U-Bahn-Station. *Sieh dich nicht um.*

Einen Zug hatte sie gerade verpaßt. Der Bahnsteig war minutenlang unheimlich leer - eine merkwürdige Stille im Chaos der Stoßzeit. Als ein Zug kam, war auch der leer. Es mußte ein Verkehrschaos gegeben haben, an einigen anderen Stationen warteten in hilfloser Trübsal Mengen von Leuten ... Jessica flirchtete sich, allein an ihrem Platz zu sitzen, und stolperte durch das hellerleuchtete Abteil dorthin, wo drei Schwarze zusammensaßen - sie zwängte sich an dem einen vorbei, der allein saß, und kauerte sich ans Fenster. Die Männer waren groß gebaut und gut, aber aufdringlich gekleidet. Sie hatten sich die Haare abrasiert und trugen schwarze Lederjacken, einer von ihnen drehte an einem riesigen Goldring an seinem kleinen Finger. Aber sie strahlten Ruhe aus und hatten etwas tröstlich Nor males an sich. Der mit dem Ring blickte mit einem halben Lächeln auf, als Jess sich vorbeisob. *Sie werden mich beschützen*, dachte sie.

Doch als der Zug dahintratete, machte sie sich klar, daß niemand sie beschützen würde. Die drei erwachsenen Männer waren Fremde, mit ihren eigenen Leben, ihren eigenen Problemen. Nach ein paar Haltestellen stiegen sie zusammen aus, und Jess war allein: voller Angst vor jeder Bewegung, und aus dem Augenwinkel sah sie überall die bösen Kinder. Sie dachte, daß sie genauso schaute wie Jean-Luc, als sie ihn im Garten getroffen hatte. Wie eine Gejagte.

*„Ich habe ihn mcht“* flüsterte sie. „Nein!“

Sie gaben sich nicht zufrieden und würden sich nie zufriedengeben.

Oh, Jean-Luc. Was kann ich tun?

# Fünf

Jess fertigte Zeichnungen von *la couronne* an, dem verlorenen Schatz, wie sie ihn in ihrer Vision in der Burgkapelle gesehen hatte. Sie war sich nicht schlüssig über Jean-Lucs übernatürliche Fähigkeiten. Wenn er durch die Zeit reisen konnte, wenn er verschiedene Welten heraufbeschwören und sie, Jess, in sie hineinführen konnte, warum konnte er dann nicht etwas nachschaffen, von dem er eine genaue Vorstellung hatte?

Die Kinder waren nicht im Besitz der Juwelenkrone, denn wenn sie sie gehabt hätten, wäre Jean-Luc sicher frei. Erst hatte er sie verloren, und dann hatte Jess sie verloren, aber sie ließ sich ersetzen ... neu anfertigen. Andererseits - warum hatte er sie immer wieder gebeten, die Krone zu beschreiben? Warum versuchte er ständig selbst, sie zu zeichnen? Ihr war nicht klar, ob ihre Überlegung Sinn machte, aber sie mußte etwas ausprobieren. Sie mußte ihre Zweifel aufgeben - so wie ihnen der Englischlehrer in der Schule aufgetragen hatte, Romeo und Julia nicht in Zweifel zu ziehen. Sie mußte ihre Zweifel aufgeben und alles mögliche Verrückte versuchen, was Jean-Luc helfen könnte.

Sie zeichnete *la couronne* mit Bleistift, mit Filzstiften, mit Füller und Tinte und war mit keiner der Ausführungen zufrieden. Jess bat Adam, seinen Computer ausleihen zu dürfen, und sie arbeitete eine Ewigkeit mit seinem Grafikprogramm. Heraus kam eine *couronne*, die zumindest eine Verbesserung war. Es war unmöglich, die Einzelheiten einzuflügen, wie sie sie vor ihrem geistigen Auge sah, dafür

wäre ein viel besseres Programm vonnöten gewesen, aber sie war so nah daran, wie es irgend ging.

Zu Hause hatten sie einen schlechten alten Tintenstrahldrucker, der zu nichts nützte war. Sie fragte Adam, ob er im College einen Farbausdruck auf dem Laserdrucker machen könne. Er meinte, er würde es versuchen, und Adam war ein Mann, der sein Wort hielt. Einen Tag später überreichte er ihr die Diskette zusammen mit fünf schönen Ausdrucken der Juwelenkrone.

„Die ist schön“, sagte er. „Tut mir leid, daß ich gestern abend vergessen habe, sie dir zu geben. Was ist es? Ein Porträt vom neuesten Molekül, das du entdeckt hast, Wunderkind?“ Er drehte das Papier langsam in seinen schwerfalligen Händen.

„Es ist kein Molekül“, fuhr sie ihn an und schnappte ihm die Ausdrücke weg. „Das geht dich nichts an.“

Der Sozialdienst hatte für Adam ein Taxi organisiert, das ihn an manchen Tagen zum College brachte, um ihren Eltern das Hin- und Herjonglieren zwischen der langen Fahrt zum College und ihren eigenen Arbeitsplätzen zu ersparen. Der Fahrer wartete auf der Straße - die Hupe ertönte. Aber Adam hatte die Enttäuschung und Traurigkeit erkannt, die Jess zu verbergen versuchte.

„Da stimmt was nicht. Ist es denn so wichtig? Kann ich helfen?“

In dem Augenblick haßte Jess Adam, weil er hatte durchblicken lassen, daß Jean-Luc ein Tagtraum wäre. Wut stieg in ihr auf.

„Nein, das kannst du nicht, Adam“, fuhr sie ihn an. „Kann es in diesem Haus nichts geben, das sich nicht um dich dreht?“

„Hör zu“, sagte Adam. „Ich wollte dich fragen ... Hast

du ausprobiert, was ich gesagt habe, von wegen einer anderen Route?"

Sie starrte ihn an. Es war über eine Woche her, daß sie mitten in der Nacht zu ihm ins Zimmer gekommen war und ihm ihre Geschichte zu schildern versucht hatte. Seit letztem Donnerstag - als Jean-Luc sie durch die Geheimgänge gelotst und sie wieder mit ihm in der Gefängniszelle gegessen hatte - war sie nicht mehr im Garten gewesen, und sie würde nicht mehr hingehen, bis sie ihm etwas zu übergeben hatte.

Sie weinte fast. Der Taxifahrer hupte erneut. „Das geht dich nichts an“, wiederholte sie schroff.

„Ich habe mir was überlegt. Wie wär's, wenn du deinen gespenstischen Verehrer zu uns einlädst, damit er uns kennenlernt?"

Adam mußte entfallen sein, daß er ihr praktisch rundheraus an den Kopf geworfen hatte, sie hätte sich alles ausgedacht.

„Irgendwie glaube ich nicht, daß es klappen würde. Kannst du mich nicht in Ruhe lassen? Deine Limousine wartet, Mister Wichtig.“

„He, beruhige dich“, besänftigte Adam sie. „Hab' den Wink verstanden.“

Er schwang sich auf seinen Krücken hinaus zum Taxi, ihre Mutter hatte mit dem Fahrer schon Adams Rollstuhl verstaut und war dann losgestürzt, um ihren Bus zu bekommen. Ihr Vater trieb gerade Paddy zur Eile an und machte ihn für die Schule fertig. Jess stand mit den Ausdrucken da und betrachtete sie. Adams Bemerkung hatte sie aufbrausen lassen, weil er recht hatte. Sie hatte gespürt, daß etwas nicht stimmte. Die scharfen Farbausdrucke machten es schrecklich deutlich. Das sah nicht nach einer

Zeichnung von einem kostbaren Schatz aus dem Mittelalter aus. Ihre Erinnerung selbst glich einem Computer, in den irgend etwas hineingekrabbelt war. Der verlorene Schatz war überschrieben worden und vermischte sich mit etwas gänzlich anderem.

„Ich verstehe das nicht“, flüsterte sie. „Ich verstehe das nicht.“

Noch immer hatte sie nichts zustande gebracht, hiermit konnte sie sich bei ihnen nicht blicken lassen.

Es war Donnerstag, als Adam ihr die Ausdrücke gegeben hatte. Am Samstag darauf gingen Jess, Paddy und ihre Mutter nach dem Mittagessen auf den Speicher, um die Weihnachtsdekoration zu suchen. Es hätte ein glücklicher Moment sein können, einer der netten kleinen Bräuche, sich auf Weihnachten vorzubereiten. Jess war nicht sehr fröhlich zumute, aber sie tat ihr möglichstes.

Die Weihnachtsdekoration war schnell gefunden. Sie befand sich in einem ordentlichen Stapel Kisten, die - ihre Mutter verwahrte Sachen ordentlich - ein Jahr lang gelegentliche Übergriffe unbeschadet überstanden hatten. Mum war gelöster Stimmung, und der Speicher mutete wie ein kühler staubiger Himmel an. Alle drei gaben sich seinem Trödel-Charme hin: der Ravenschen Familiengeschichte. Paddy stürzte sich auf einen großen Karton mit ausrangiertem Spielzeug und kippte es aus, und weder Jess noch ihre Mutter versuchten ihn aufzuhalten. Mum öffnete eine Truhe mit alten Sachen und bemerkte, sie müßte noch mehr alte Kleider aussortieren. Jess setzte sich auf den Schlitten, der seit dem letzten schneereichen Winter hier oben im Trockendock gelegen hatte, und fing an, Ferienalben durchzublätern.

Zeichnung von einem kostbaren Schatz aus dem Mittelalter aus. Ihre Erinnerung selbst glich einem Computer, in den irgend etwas hineingekrabbelt war. Der verlorene Schatz war überschrieben worden und vermischte sich mit etwas gänzlich anderem.

„Ich verstehe das nicht“, flüsterte sie. „Ich verstehe das nicht.“

Noch immer hatte sie nichts zustande gebracht, hiermit konnte sie sich bei ihnen nicht blicken lassen.

Es war Donnerstag, als Adam ihr die Ausdrucke gegeben hatte. Am Samstag darauf gingen Jess, Paddy und ihre Mutter nach dem Mittagessen auf den Speicher, um die Weihnachtsdekoration zu suchen. Es hätte ein glücklicher Moment sein können, einer der netten kleinen Bräuche, sich auf Weihnachten vorzubereiten. Jess war nicht sehr fröhlich zumute, aber sie tat ihr möglichstes.

Die Weihnachtsdekoration war schnell gefunden. Sie befand sich in einem ordentlichen Stapel Kisten, die - ihre Mutter verwahrte Sachen ordentlich - ein Jahr lang gelegentliche Übergriffe unbeschadet überstanden hatten. Mum war gelöster Stimmung, und der Speicher mutete wie ein kühler staubiger Himmel an. Alle drei gaben sich seinem Trödel-Charme hin: der Ravenschen Familiengeschichte. Paddy stürzte sich auf einen großen Karton mit ausrangiertem Spielzeug und kippte es aus, und weder Jess noch ihre Mutter versuchten ihn aufzuhalten. Mum öffnete eine Truhe mit alten Sachen und bemerkte, sie müsste noch mehr alte Kleider aussortieren. Jess setzte sich auf den Schlitten, der seit dem letzten schneereichen Winter hier oben im Trockendock gelegen hatte, und fing an, Ferienalben durchzublätern.

Jedes Jahr legten sie ein Urlaubsalbum an mit gepressten Blumen, Ansichtskarten, Stadtplänen, Eintrittskarten und Restaurantrechnungen - und versahen die besten Fotos am Rand mit kleinen Zeichnungen. Es machte eigentlich keinen Sinn, denn die Alben wurden bald auf den Speicher geräumt, wo sie verstaubten, und wurden kaum je wieder hervorgeholt. Aber die Alben anzulegen machte Spaß. Es war viel befriedigender, als schlicht Fotos in ein gewöhnliches Album mit Plastikhüllen zu stecken.

Bisher war ihre Mutter für die Gestaltung dieser Familienkunstwerke zuständig, aber Jess wollte es übernehmen. Sie blätterte das letzte Album der Serie vom Sommer in Rochers-Jumeaux durch. Nur einen Moment lang dachte sie nicht an Jean-Lucs verzweifelt Problem ... Mit sechs war Paddy in einem Alter, in dem er Fotos nur dann für der Mühe wert hielt, wenn er sich mit Bananen in den Ohren ablichten ließ. Das war schade, er sah so süß aus. Unter all diesen gab es kaum eins, das nicht durch den kleinen Komiker mitten darauf verdorben war. Dann gab es da Paddys eigene gräßliche Versuche: kopflose Ravens voller Flecken von seinem kleinen Daumen. Aber es ging ihnen darum, Erinnerungsfotos zu haben, nicht um künstlerisches Geschick.

Es waren keine Fotos von Rochers darunter. Das mußte ihre Mutter so entschieden haben. Aber Jess konnte sich nicht erinnern, daß überhaupt irgendwer Fotos gemacht hatte.

„Wrummm, wrummm“, brummte Paddy zufrieden. „Tschuffif, tschuffif, tschuffif.“ Er hatte den billigen Spielzeugzug (jetzt ohne Batterie und verbeult) entdeckt, den er heiß und innig geliebt hatte, als er drei war.

„Daran kannst du dich nicht erinnern“, seufzte Mum

und hielt einen langen, weißen bestickten Rock hoch. „Das war lange vor deiner Zeit, sogar noch vor Adams Zeit. Auch kaum getragen. Findest du ihn hübsch? Ob ich wohl noch hineinpasse? Wahrscheinlich nicht.“

„Dubistnichtdick!“

„Ah, nein, aber um die Taille rum. Wenn du drei Kinder bekommen hast, nimmst du um die Hüfte herum zu. Es sei denn, du bist so 'ne Superfrau.“

Sie hielt sich den hübschen verblaßten Rock an und breitete die bestickten Falten aus. „Wie die Zeit vergeht“, murmelte sie. „Um wieviel schwerer das Leben doch wird, als du es dir ausmalst, wenn du jung bist...“

Jess war bewußt, daß sie an Adam dachte, und plötzlich kamen ihr die Tränen. Auf dem Speicher war es kalt, und er war angehäuft mit begrabenen Hoffnungen, verlorenen Jahren, gestohlenem Leben.

„Er hat mir nie gepaßt“, sagte ihre Mutter. „Und in den Falten ist er ganz vergilbt.“ Sie warf den Rock beiseite.

Jess beugte den Kopf über das Album und wischte sich verstohlen die Augen. Sie blätterte eine Seite um und stieß bei den Fotos vom letzten Campingplatz auf den Prospekt von Rochers. Ihr fielen die Schwalben im Obstgarten ein, die über dem Fluß sich tummelnden Libellen, die Adam *Melusines* genannt hatte ... Da war ein Foto von ihrem letzten Spaziergang, von jenem Platz mit den Picknicktischen: Jess schlafend und mit blöd offenem Mund. Oh, klasse, das konnte ein Bruder natürlich nicht auslassen.

Der Prospekt von Rochers lag in ihrer Hand, und ohne nachzudenken, fing sie an zu lesen. Da stand über die Heilige Muttergottes der Kapelle noch mehr, als sie damals in der Kapelle gelesen hatte, es hieß weiter auf der Seite: „*Leider wurde der große Schatz der Schwarzen Madonna,*

*die Juwelenkrone des Jesuskindes - die vermutlich die Dornenkrone darstellt -, zerstört. Nach der Schreckensherrschaft wurden die Edelsteine bei einem Pariser Juweliaraufgespürt, der sie neu geschliffen und eingefasst hatte, um ihre Herkunft zu verschleiern. Das Gold war eingeschmolzen worden. Drei außergewöhnliche Smaragde wurden wiedergefunden und sind in der Schatzkammer der Burg ausgestellt..."*

Jess starrte fassungslos auf die Worte.

„*La couronne* - sie existiert gar nicht!"

Auf dem Foto, das Jess schlafend zeigte, stand neben der Bank eine Gruppe von Gestalten, aber an dem Aussichtspunkt war außer Jess, Adam und Paddy niemand sonst gewesen. Sie sah sich das Foto näher an, kalte Schauer durchliefen sie. Kein Zweifel, gerade eben waren diese zerlumpten Kinder nicht dagewesen. *Sie dürften nicht dasein ...*

„Was gibt es nicht? Was siehst du dir da an, Jess?"

„Nichts." Sie klappte das Album zu. „Können wir runtergehen? Es ist kalt hier oben."

Jess wollte den Prospekt von Rochers haben, traute sich aber nicht, das Album noch mal aufzuschlagen. Sie hatte die Kinder aus ihrem Versteck gelockt, und Mums Traurigkeit hatte ihnen Nahrung gegeben. Jess konnte die verlorenen Seelen spüren, sie verdichteten sich in der staubigen Luft. Gleich würden sie zu sehen sein. Jess glaubte durchzudrehen.

„Laßt uns wieder nach unten gehen", rief sie schrill. „Macht schon!"

„Tschufff, wrummm ..." Paddy hatte seit Jahren nicht mehr Eisenbahn gespielt, immer wieder vergaß er, das richtige Geräusch zu machen. „Wrummm ..."

„Bleib weg von den Campingsachen, Paddy“, sagte Mum scharf.

Zu spät. Der schwankende Stapel, den Jess aufgetürmt hatte, als sie vor Wochen hier alles durchsucht hatte, fiel in einer unordentlichen Lawine auseinander.

„Oh, Jess, konntest du nicht auf ihn aufpassen?“

Jess hätte schreien mögen. Die Campingsachen waren über den Rand der Holzeinfassung hinausgerutscht, wohin kein Licht fiel, in das schwarze Dunkel unter der Dachschräge. Paddy kroch hinterher. Sie packte ihn an den Schultern und hielt ihn so fest, daß er losbrüllte. „Es war keine Absicht!“ wimmerte er.

„Raus hier! Laß sie liegen!“ Sie zerrte ihren kleinen Bruder ins Licht und setzte ihn hart auf dem Schlitten ab. Paddy fing an zu schluchzen.

„Jess!“ rief ihre Mutter und kam herbeigeeilt. „Es gibt keinen Grund, gemein zu ihm zu sein.“

Wenn Jess sie nicht schnell von hier wegschaffte, *würden sie sie sehen*. Sie würden das Gespenst zu sehen bekommen, so wie Jess in der hell erleuchteten Küche. Das würde sie nicht aushalten. Die Anspannung erdrückte sie, eine kalte widerliche Dunkelheit schloß sich um sie, kleine dreckige Hände langten aus dem Grab.

Sie kniete in dem Durcheinander aus Kochtöpfen und Picknickbechern und zitterte vor panischer Angst ... obwohl nichts passiert und nichts zu sehen war. Aber ja doch. Am Rand des Dunkels, zwischen einem Deckenbalken und der watteartigen Fiberglasisolierung, lag etwas, das die Farbe eines trockenen Blutstropfens hatte. Sie streckte die Hände aus und zog daran. „Sei vorsichtig“, krächte Paddy überheblich, der sich in Mums Armen sicher fühlte. „Du gehst noch durch die Decke!“

Jess hielt die Kordel des Brokatbeutels in ihren Händen.

„Bnr, es ist kalt“, klagte Mum. „Laß das Zeug, Jess, wir können ein andermal aufräumen. Tragen wir die Schachteln runter.“

Jess ließ sie den Weihnachtsschmuck sortieren und flüchtete in ihr Zimmer. Sie legte den Beutel mit dem Schatz auf den Schreibtisch neben die Farbausdrucke von ihren gescheiterten Zeichenversuchen des verlorenen Schatzes.

Der Brokatbeutel mußte die ganze Zeit über auf dem Speicher gelegen haben, und er sah genau so aus, wie Jess ihn in Erinnerung hatte: weich und aus dickem Stoff. Der Brokat war mit der Zeit dunkler geworden, aber in den Falten schimmerte Farbe, und im Innern ertastete sie ebenjene harte Form, in der nichts klapperte. Etwas Kleines ... die in Baumwolle oder so eingewickelten Juwelen - die filigrane bunte Krone, wie sie sie auf dem Computermonitor herbeizuzaubern versucht hatte. Smaragde und Rubine von unschätzbarem Wert müssen nicht unbedingt Riesenbatzen sein.

„<sup>^</sup>Aber es gibt sie nicht“ flüsterte sie laut und völlig verwirrt.

Im Prospekt von Rochers stand, die Krone wäre vor zweihundert Jahren zerstört worden ... Tja, der Prospekt stimmte nicht. *Die Juwelenkrone war der Schatz*, es gab kein Vertun. Jess rief sich ins Gedächtnis, daß sie es mit einer Welt zu tun hatte, die andere Regeln hatte oder gar keine. Die Kinder hatten dafür gesorgt, daß Jess sie auf dem Foto erblickt hatte, vielleicht hatten sie auch dafür gesorgt, daß sie etwas gelesen hatte, was nicht dastand, um sie hereinzulegen.

Schau hinein. Sie mußte hineinschauen.

Sie starrte auf den Beutel. Er strömte Finsternis und einen klammen Gefängnisgeruch aus. Wie der Speicher, so begann sich ihr Zimmer mit der schrecklichen Gegenwart der Kinder, ihrem Hunger zu füllen ...

Jess wimmerte, packte den Beutel und stopfte ihn in ihre Tasche. Sie schnappte auch die Ausdrucke und rannte aus dem Zimmer.

Sie schlüpfte hinaus zum Telefonhäuschen in der nächsten Straße und rief Noelle an. Die panische Angst war von ihr gewichen, sie kam sich vor wie eine Idiotin.

„Noelle, du mußt mir einen Gefallen tun.“

„Was?“

„Ich bin in einer Telefonzelle, und ich möchte, daß du mich in ein paar Minuten zu Hause anrufst und fragst, ob ich mit dir ins Kino gehe.“

Überraschtes Schweigen. In der Schule waren Noelle und Jessica unzertrennliche Freundinnen, aber für zwanglose gegenseitige Besuche wohnten sie für Londoner Begriffe zu weit auseinander. Außerdem war es Weihnachten, und beide hatten sie anstrengende familiäre Verpflichtungen.

„Oh. Willst du einen ganz bestimmten Film sehen?“

Jess holte Luft. Besser, sie sagte es rundheraus. Noelle haßte Leute, die herumschwafelten, wenn sie etwas wollten.

„Ich will gar keinen Film sehen. Ich will mich mit wem treffen, und du sollst mich decken.“

Wieder Schweigen.

„Jess, wie kannst du mir das antun? Ich hasse es zu lügen.“

„Bitte, Noe. Es ist ganz, ganz wichtig.“

„Ist es ein Junge?“

„Ja... schon, ja.“

Noelle murrte bitter und schwieg eine Weile wieder bedrohlich - schließlich war sie einverstanden. „Also gut. Aber du handelst dir besser keinen Ärger ein.“

Das konnte Jess nicht versprechen.

„Ich revanchiere mich“, versprach sie.

„Sag nicht so was, wir sind Freundinnen. Bring mich bloß nicht in Schwierigkeiten. Du weißt, was meine Mutter von Lügen hält.“

Sie einigten sich auf eine Geschichte und legten die Einzelheiten fest. Jess ging nach Hause und stieß auf ihren Vater und Adam, die von ihrer Einkaufstour zurück waren. Die Familie saß bei Tee und gefülltem Gebäck zusammen. Pünktlich klingelte das Telefon. Jess verabredete sich mit Noelle zu einer Kino-Frühvorstellung im Zentrum Londons.

„Hat jemand meinen Stadtplan gesehen? Schon gut, hab' ihn.“

„Das kommt plötzlich“, beklagte sich ihr Vater. Die samstägliche Teezeit war heilig, Adams wegen war jede Stunde, die die Familie zusammen verbrachte, heilig. Man durfte nicht auf die Idee verfallen und allein etwas unternehmen wollen. Es konnte also mühsam werden.

„Ich komme nicht spät zurück, Dad. Ausnahmsweise würde ich mir gern was ansehen, *bevor* es als Video rauskommt.“

„Laß sie“, unterbrach Mum ihn. „Laß sie doch mal spontan was machen. Meine Güte, Noelle ist bei ihr, und es ist praktisch hellichter Nachmittag.“

„Ich fahre dich hin“, beschloß ihr Vater, der sie nicht hinlaufen lassen wollte.

„Nein! Ich hab' dir doch gesagt, Dad, du sollst nicht mit

dem Auto fahren, wenn es nicht sein muß. Interessiert dich unser Planet denn gar nicht?"

„Privatautos sind eine Sünde!" intonierte Adam, faltete die Hände und hob fromm die Augen.

„Aaa-men!" erwiderte Mum.

Jessica ließ sie lachend zurück.

Es war Nachmittag, doch es war die zweite Dezemberwoche und schummrig, wie schon den ganzen Tag über, als sie das Viertel mit den menschenleeren Straßen erreichte. Beim erstenmal, als sie Jean-Luc hier getroffen hatte, hatte sie sich verirrt. Sie dachte daran, wie sie mit ihm auf der Bank beim Brunnen gegessen hatte, den Stadtplan aufgeschlagen zwischen ihnen. Er hatte ihr den Weg gezeigt, ein erwachsener Fremder, der sich in diesem düsteren Teil Londons ziemlich gut auskannte, so als hätte er ihn in der Vergangenheit schon oft aufgesucht. Ihr war es merkwürdig vorgekommen, weil Jean-Luc das Mal davor nicht so alt gewirkt hatte.

Wenn sie geahnt hätte, um wieviel seltsamer die Dinge werden sollten!

Die Straßen waren so leer, wie sie es an jenem Tag gewesen waren. Müll lag auf dem verlassenen Straßenpflaster, in vereinzelt Lücken zwischen Gebäuden standen winterliche Überreste von Buddleia und Weidenröschen. Es sah aus wie an einem Werktag, aber es mutete anders an. Sie beflirchtete - als sie sich dem auf dem Stadtplan namenlosen, grün markierten Viertel näherte -, der französische Garten könnte verschwunden sein, daß sie dort hinkam und nichts als endlose staubige Bürofassaden vorfand. Oder daß sie auf einen Park stieß, den sie nicht wiedererkannte: keine Kieswege, keine Springbrun -

nen, keine Kapelle. Jeder träumt davon, in einen Zauber-  
garten zu gelangen, und manchmal wird der Traum wahr,  
aber wenn man es darauf anlegt und zu viele Fragen stellt,  
dann findet man die Tür plötzlich verschlossen vor. Der  
Geheimgarten ist fort, und man hat nichts in der Hand, um  
zu beweisen, daß er je da war.

*Lade ihn zu uns ein, damit er uns kennenlernt!* Voll  
Bitterkeit dachte sie an Adams Vorschlag. Jess konnte  
nicht sagen, ob er ein Geist war oder *was sonst*, aber fest  
stand, daß sie Jean-Luc nie würde mit zu sich nach Hause  
nehmen können. In der wirklichen Welt würde sie ihn mit  
normalen Mitteln niemals aufspüren können, der Garten  
war ihre einzige Verbindung. Sie hastete an den Fenstern  
eines schmuddeligen Kleidergroßhandels vorbei, ein grell  
orangefarbenes Minikleid leuchtete mitten in der Auslage.  
Wer würde so etwas je tragen wollen? Die Faust in ihrer  
Tasche schloß sich um den Brokatbeutel. Der zumindest  
war noch immer fest und kompakt und nicht verschwun-  
den.

Zitternd, aber nicht vor Kälte, ging sie weiter und er-  
reichte die Straße, wo an der Ecke rote hölzerne Tore auf  
einen kopfsteingepflasterten Hof hinausgingen. Laut  
Stadtplan war dies die Brewery Street. Der unromantische  
Name machte Jess ruhiger. Brewery Street - das konnte  
nur echt sein! In den staubigen Türeingängen waren noch  
immer die Schilder erloschener Firmen aufgereiht wie  
Gedenktafeln. Und da waren die Eingangstore.

Sie rannte über die Straße. Ein Schlag durchzuckte sie,  
als hätte sie ein Stromkabel berührt - das Tor war ver-  
schlossen. Eine massive Kette mit einem Vorhängeschloß  
so groß wie Jess' Faust hielt die Tore zusammen. Sie packte  
das schmiedeeiserne Gitter und starrte hindurch. Über die

trostlosen Blumenbeete hinweg konnte sie die Kapelle und die kahlen Bäume dahinter sehen.

„Jean-Luc!“

Sie zerrte an der Kette.

„Jean-Luc! Hier bin ich! Ich bin wieder da!“

Eine Gestalt näherte sich ihr. Jessica stand das Herz still. Aber es war ein alter Mann in einem verblichenen blauen Overall, der einen Besen mit steifen Borsten hinter sich herzog. Mit verdrießlicher Miene musterte er sie.

„Verschwinde!“

„Ichwillbloß...“

„Kannst du nicht lesen?“ Er stieß mit einem krummen Finger auf ein Schild, das Jess vorher nie wahrgenommen hatte. In dem schwachen Licht konnte sie die vergoldete Inschrift nicht lesen.

„Samstags ist der Garten zum Gedenken an die Toten ab vier Uhr geschlossen.“

„Aber so spät ist es noch nicht. Es ist noch nicht mal halbdrei!“

„Verschwinde, hab' ich gesagt! Bist du taub?“

Jess sah sich das Eingangstor genau an und ging.

Sie lief, bis sie eine schäbige Kneipe fand, die tatsächlich geöffnet war, ging hinein und bestellte ein Sandwich und eine Tasse heiße Schokolade. Schade, daß das hier nicht Frankreich war. In Frankreich konnte man eine Woche vor einer Tasse Schokolade sitzen, und kein er im Café wurde ärgerlich. Jede Wette, daß hier die dicke Frau hinter dem Tresen nach zehn Minuten anfangen würde, mit Nachdruck Jess' Tisch zu wischen, und sie in einer halben Stunde tatsächlich hinauswerfen würde ... Was kann ein junges Mädchen tun, wenn sie auf den Straßen Londons zu warten gezwungen ist, damit sie nicht beachtet wird?

Sie konnte sich in einen Türeingang setzen und ihren Hut vor sich aufs Straßenpflaster legen. Dann würde man sie nicht erkennen, und *daran* würde keiner Anstoß nehmen.

Jess hatte mit dem Gedanken gespielt, den Gärtner zu fragen: *Um wieviel Uhr gehen Sie?* Aber das wäre ein bißchen zu unverschämt gewesen. Sie wartete lieber bis zum Anbruch der Dunkelheit, im Dunkeln konnte er nicht arbeiten. Gegen flinf würde er fort sein. Sie war bereit dazu, es war egal. Als sie hinausgerannt war und Noelle angerufen hatte, hatte sie keinen genauen Plan gehabt, klar war nur gewesen, daß sie diesmal Zeit brauchte für das Treffen mit Jean-Luc - und so wie die Dinge zu Hause lagen, hieß das, sie brauchte ein Alibi. Dieses Treffen würde anders verlaufen als sonst. Sie würde die Fragen stellen, die unumgänglich waren, sie würde tun, was immer zu tun war. Kein Weglaufen und Verstecken mehr. Der Schatz war in ihrem Besitz, und sie würde sich den Kindern stellen und Jean-Luc damit freikaufen. *Aber erst, wenn sie sicher war, daß sie ihn freiließen.*

Jess schauderte. Wie hätte sie denn mit ihnen verhandeln sollen... mit den ruhelosen Toten? Sie nahm ihr Käsesandwich und fing an, es mechanisch zu essen. Eine Sache nach der anderen. Erst mußte sie in den Garten gelangen, und Jean-Luc mußte dort sein. Und dann? Sie hatte keine Ahnung, doch sie würde es herausfinden.

Die Brewery Street war um diese Uhrzeit, um flinf, schlecht beleuchtet und menschenleer. Mit der schwarzen Jockeymütze auf dem Kopf und in schwarzer Jacke und Leggins war Jess fast unsichtbar. Sie zog ihre Taschenlampe heraus, die sie sicherheitshalber mitgenommen hatte, und ließ den Lichtstrahl über die roten Steinpfeiler wan -

dern, die die Tore trugen. Noe würde jetzt sagen, diese Pfeiler seien in französischem Stil gehalten. Noelle tat nichts lieber, als Fotobände über Architektur zu studieren. Warum traf sie Jean-Luc ausgerechnet hier? Sie hatte sich das vorher nie gefragt, sondern den Garten für *Zauberei* gehalten. Es war ein Stück Frankreich, auf wundersame Weise da für Jean-Luc und sie. Es bedurfte keiner Erklärung aus der wirklichen Welt. Sie leuchtete mit ihrer Taschenlampe über die verwitterte Inschrift auf dem Schild.

*Dieser Garten wurde von den Bewohnern Lo dons allen Frauen und Männern aus Frankreich beziehungsweise französischer Herkunft zum Gedenken gewidmet, die in der französischen Abteilung des englischen Geheimdienstes, S. O.E. \*, sowie in der Resistance gekämpft haben und umgekommen sind. 1940-1945.*

Offenbar stand dasselbe darunter noch mal auf Französisch.

Sie kletterte über das Tor. Es war leicht, in dem schmiedeeisernen Gitter fanden die Füße ausreichend Halt. Ihre Taschenlampe brauchte sie nicht, das wenige Licht von der Straße genügte, damit sie ihren Weg fand. Das Portal der Kapelle war offen, die inneren Türen waren verschlossen. An den beiden Mauern einander gegenüber standen Bänke. Sie setzte sich hin, die eine Hand über den Brokatbeutel gelegt, mit der anderen hielt sie die Computerzeichnungen in der Jacke fest.

Sie war allein.

\* S.O.E. Special Operation Executive: Geheimdienstorganisation, die zwischen Mai 1940 und Oktober 1945 in den von den Deutschen besetzten Gebieten die Verbindung zu den jeweiligen Widerstandsbewegungen hielt.

Adam hatte recht, sie war immer allein im Garten gewesen. Eines Tages war sie hereinspaziert und hatte Jean-Luc, den jungen Mann, den sie in Frankreich kennengelernt hatte, zu sehen geglaubt, weil *siejemanden brauchte*. Sie war all die Male wieder hergekommen, den ganzen Oktober, November und Dezember hindurch, war die stillen Wege entlanggelaufen, hatte sich hingesezt, den Springbrunnen betrachtet - und sich eingebildet, einen Traumgefahrten zu haben, eine Schatzsuche, ein gefährliches Abenteuer zu erleben. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, auf ihrem Heimweg von der Schule für ein paar Minuten hier hereinzuschlüpfen, alles übrige war Einbildung. So sah es in Wahrheit aus.

Sie saß, so schien es ihr, lange auf der Bank.

„Jessi?“

Es gab nur einen, der sie bei diesem Namen rief.

Im Portal hielt Jean-Luc sich nicht auf. Jess stand auf und probierte die inneren Türen. Diesmal ließen sie sich öffnen. In der Kapelle war es dunkel, sie tastete nach dem Lichtschalter und fand ihn. Da saß Jean-Luc in dem matten grauen Licht in der hintersten Bankreihe in seiner dunklen Jacke und seiner Hose voller Schmutzflecken.

„Was hat die Inschrift auf dem Brunnen zu bedeuten?“ fragte sie. „Wo es heißt: *Vom Feigenbaum aber lernet das Gleichnis!*“ Sie war überzeugt, daß er es wußte. Diesmal war er der Jean-Luc, den sie das erste Mal hier getroffen hatte, der erwachsene Fremde, der sich im französischen Garten gut auskannte.

„Es ist ein Zitat aus der Bibel, aus dem Neuen Testament. Ich weiß nicht, was du in der Schule über die Geschichte des Zweiten Weltkrieges erfahren hast. 1941, als Frankreich besetzt wurde, existierte die Resistance

noch kaum. Die meisten Franzosen glaubten, den Sieg der Nazis hinnehmen und mit den Deutschen Freundschaft schließen zu müssen. Lange Zeit machten sie weiter wie gehabt: Sie kehrten zur Tagesordnung zurück, wie wir heute sagen. Aber unter dem äußeren Schein herrschte Schrecken. Die Juden wurden zusammengetrieben und in die Todeslager verschleppt. Unschuldige französische Bürger, Männer, Frauen und Kinder, wurden von französischer Polizei, französischen Bürokraten in den schrecklichen Tod geschickt - wegen ihrer Religion und ihrer angeblichen ‚Andersartigkeit‘ aufgrund ihrer sogenannten Rasse. Im Jahr 1944 erreichte der Terror seinen Höhepunkt, aber der Widerstand hatte auch zugenommen. In der schlimmsten Zeit, in den letzten Monaten vor der Befreiung Frankreichs, war er zu einer bedeutenden Macht geworden. Und das besagt das Zitat. Wenn der Feigenbaum Knospen und Blüten treibt, dann ist der Frühling nah. Wenn Widerstand gegen das Böse an Kraft gewinnt, auch wenn Hoffnung fern scheint, ist doch der Sieg nahe. Das hat es zu bedeuten, denke ich: Trost für dunkle Zeiten."

Jess hatte aufmerksam zugehört, aber sie war nicht hier, um sich eine Unterrichtsstunde über Frankreich im Zweiten Weltkrieg erteilen zu lassen. Die *couronne* war zweihundert Jahre früher verlorengegangen.

„Ich habe den Schatz mitgebracht“, sagte sie.

„Welchen Schatz?“

„Den ich in den Geheimgängen gefunden habe, als wir uns in Rochers getroffen haben, auf dem Stadtfest. Als du bei den Kindern warst. Erinnerst du dich nicht?“

Er starrte sie an.

„Ich habe von der Nacht vor fünfzig Jahren geträumt, und einmal im letzten Sommer warst du, meine treue

Gefährtin, in meinem Traum zugegen. Ich habe nicht verstanden, warum du zu mir gekommen bist, aber ich war dankbar dafür."

„In deinem *TraumT*"

„Ich träume auch jetzt."

„Aber es war *wirklich*", protestierte sie, „Paddy und ich, wir waren in den Geheimgängen und mußten aus der *oubliette* herausgeholt werden. Wie können in einem Traum wirkliche, faßbare Dinge passieren?"

Er zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht. Ist die Welt der Träume unwirklich? Vielleicht nicht. Vergangenheit und Gegenwart, Zeit und Raum - vielleicht sind sie die Phantome."

„Jean-Luc, du hörst nicht zu! *Ich habe den Schatz*. Ruf die schrecklichen Kinder. Ich kann dich von ihnen befreien."

Er lächelte traurig. „Sie sind nicht schrecklich."

„Was? Aber gewiß sind sie das. Du hast es selbst gesagt!"

„Sie sind schrecklich zu mir, weil ich am Leben bin und sie umgekommen sind."

„Aber sie sind böse, grausam."

Er schüttelte den Kopf über ihre Bestürzung. „Du gehst besser", sagte er. „Komm ihnen nicht zu nah, oder sie werden dich für immer verfolgen, so wie sie mich verfolgen. Guter Engel, was immer du bist, geh fort aus meinen Gedanken, woher du auch gekommen bist, und kehre nicht zurück."

„Jean-Luc, nein. Gib nicht auf. Ich hole dich irgendwie da raus. *Sie sollen dich nicht bekommen!*"

Jean-Luc schluchzte. „Geh, Jessi!"

Da war eine Verdichtung in der Luft, in dem grauen

Licht zwischen ihnen, die zu einer Schicht Dunkel wurde und Gestalt annahm: Und die Kinder erschienen. Sie versammelten sich, nahmen körperliche Form an, Einzelheiten wurden sichtbar. Augen leuchteten und schauten scharf, aus Nebel formten sich Knochen. Sie, die Verfolger, deren unendlicher Haß Jean-Luc in Angst und Schrecken hielt, grinnten Jess an und zeigten ihre Rattenzähne. Sie waren keine Menschenkinder, wenn sie das je gewesen waren, sie waren Kobolde, Monster.

„Wer seid ihr?“ rief sie.

*Wir sind die Verlorenen,*

Sie sprachen nicht, und doch durchzuckte ihre Antwort Jess' Kopf.

Sie erkannte die Gesichter vom Abend jenes zwanzigsten August. *Marcel, Simone, Liliane, Jean-Claude, Jacques, Richard...* Die Mauern der Kapelle waren fort, und die Kinder, zweiundzwanzig an der Zahl, versammelten sich um Jean-Luc, zerrten an seinem Mantel, stießen ihre Gesichter gegen seines. *Wir haben Hunger, winselten sie, und sind einsam. Wir wollen draußen an der Luft sein. Gib uns die Sonne und die Luft wieder, unter der Erde können wir nicht atmen.*

Etwas veränderte sich. Sie quälten ihn nicht länger und bewegten sich weg - sie drängten sich zu einem wirren Haufen zusammen und beobachteten ihn. Die schäbigen alten Kleider fielen von ihren dürren Gliedern, und Marcel begann heiser zu schreien: ein schrecklicher Klang, wie eine Kreissäge, die nicht aufhört. Seine Haut war aufgeplatzt zu Striemen und scheußlichen Wunden. Ein anderer Junge fing an, sich einen Zahn nach dem anderen herauszuziehen, und grinste jedesmal schauderhaft. Wieder ein anderer nahm eine Hand in die andere und zog, bis er seine

Schulter aus dem Gelenk gezerrt hatte. Eins der kleinen Mädchen-es war Rachel, die Jess'Gürteltasche gestohlen hatte - sprang hoch, ließ die Füße herabbaumeln und den Kopf zur Seite fallen und streckte die Zunge heraus.

„Hörtauf!“ schrie Jess. „Ihr widerlichen kleinen Teufel, HÖRT AUF! Ich lass' mir nicht bange machen von euren Streichen!-“

Aber ihre Worte verloren sich, und machtlos sah sie mit an, wie ein Kind nach dem anderen einen häßlichen Auftritt hinlegte und verschwand. Die Gruppe, die blieb, stand still da. Sie trugen jetzt andere Lumpen, alle die gleichen, und schlurften in einer Reihe mit gesenkten Gesichtern dahin. Einige von ihnen weinten leise, Jean-Luc stand auf und reihte sich ein. Er war wie hypnotisiert und unfähig, sich zur Wehr zu setzen.

„*Wohin geht ihr?*“

Keine Antwort. Die Kinder und ihr Hüter schritten einer nach dem anderen durch eine unsichtbare Tür und verschwanden.

„Jean-Luc, geh nicht mit ihnen ... Bleib bei mir!“

Er sah sich über seine Schulter um.

„*Vergiß die Namen nicht. Es ist wichtig, nicht die Namen zu vergessen.*“

„Jean-Luc!“

Er war weg. Die Kinder hatten ihn geraubt, sie hatten ihn mitgenommen in ihre scheußliche Koboldwelt.

Ihre eigene Wirklichkeit schloß sich wieder um Jess, und sie befand sich im Portal der Kapelle im französischen Garten. Sie atmete, als wäre sie gerannt, und ihr Gesicht war naß von Tränen. Es war wie das Erwachen aus dem Alptraum von jemand anderem. Dann wurde sie gänzlich wach - sie fuhr heftig zusammen und griff nach ihren

beiden Schätzen. Das Papierraschelte, und der Brokatbeutel lag noch immer fest in ihrer Hand.

„Die Kinder haben ihn nicht angenommen“, wimmerte sie. „Warum nicht? Es ist nicht fair. Statt dessen haben sie Jean-Luc mitgenommen.“

Sie hatte den Beutel mitgebracht und ihre Zeichnungen von *la couronne*. Alles, was anscheinend von ihr verlangt wurde, hatte sie getan und gewagt, und doch hatte sie den bösen Bann nicht brechen und ihn nicht retten können. „Aber er hat gesagt, er sei am Leben.“ Sie hörte den Klang ihrer eigenen zitterigen und verwirrten Stimme. „Wenn er lebt, wie kann er dann bei den Geistern sein?“

Es war sehr finster im Portal, fast so dunkel, wie es in den Geheimgängen unter dem Château gewesen war. Sie knipste ihre Taschenlampe an, nahm den Brokatbeutel und lockerte die Kordel.

Bei dem scharfkantigen Gegenstand handelte es sich nicht um eine mittelalterliche Schatulle oder etwas aus dem achtzehnten Jahrhundert, sondern um eine verbeulte französische Tabaksdose. Sie sah alt aus, war aber nicht sehr alt. Jess öffnete den Deckel und leuchtete mit der Taschenlampe hinein.

Sie erblickte die Kinder.

Einen Augenblick war sie verwirrter denn je. Sie nahm den vergilbten Zeitungsausschnitt heraus und betrachtete eine Spalte mit kleinen verblichenen Fotos. Keins der Gesichter erkannte sie - außer Marcells: wer konnte das kleine Monster vergessen! Aber sie war sicher, daß dies einige von den schrecklichen Kindern waren. Der Zeitungsartikel war vom Zusammenfallen und Wieder-neu-Zusammenfallen verschmiert und verblaßt. Bis auf das Datum verstand sie kein einziges Wort davon. Der Artikel

war erst ein, zwei Jahre alt. Unter diesem Ausschnitt befand sich ein weiterer Zettel aus dickerem Papier, der einmal weiß gewesen war. Darauf waren, in spitzer gestochener Handschrift, Namen aufgelistet. Die Tintenschrift hatte die Farbe trockenen Blutes angenommen, war aber noch lesbar. Neben einigen der Namen standen in verbläbter Bleistiftschrift Bemerkungen auf französisch, und es sah ein bißchen wie ein Schulzeugnis aus. Jess konnte nicht alles herausbekommen, aber einiges verstand sie.

Marcel Muller, 10, *beide Eltern wahrscheinlich umgekommen;*

Simone Benguigui, 12, *ein Teil der Familie in Amerika?*

Liliane?, 8?, *hat keinerlei Erinnerungen;*

Jean-Claude Halpern, 8, *verweigert das Sprechen;*

Jacques Kohn, 7, *läßt sich von niemand seine Puppe aus Lumpen wegnehmen;*

Richard Mayer, 11, *schläft schlecht ... hat schlimmen Husten;*

Lea Klein-Leiber, 9?, *Wunde an der r. Hand heilt nicht, sollte, wenn möglich, zum Arzt.*

Sonst befand sich nichts in dem Beutel, außer einem zusammengequetschten, grauen formlosen Lumpen, der einmal eine Kindersocke gewesen war. Die Fußspitze war mit zwei dunklen aufgenähten Knöpfen (als Augen gedacht?) verziert. Jess legte die Zettel wieder in die Dose und setzte den Deckel vorsichtig darauf: Diese Dinge waren kostbar, dies war der Schatz, den Jean-Luc, zu seinem großen Kummer, verloren hatte.

„Ich verstehe noch immer nicht!“ flüsterte sie. „Was ist geschehen? Was ist wirklich geschehen?“

Das Portal verschwand, und Jess stand im Freien. Die Luft war warm, und unter ihren Füßen war Gras. Sie schaute hoch, legte den Kopf in den Nacken und erblickte, was sie erwartet hatte: den von Scheinwerfern angestrahlten *donjon*, der sich vor einem tiefblauen Himmel abzeichnete. Leise Geräusche näherten sich ihr.

Es war Jean-Luc mit seiner kleinen Herde böser Kinder. Die Kinder wurden in den Geheimgängen unter dem verfallenen Teil des Château versteckt gehalten, genau unter den Nasen ihrer Feinde, die vom Tour de Garde aus über das Gebiet herrschten. Von hier aus sollten die Kinder von fachkundigen Führern über die Berge in die Schweiz gebracht werden. Jess wußte all das, ohne sich klar zu sein, woher. Auf diese Gruppe von Kindern aufzupassen war nicht einfach. Viele von ihnen waren in den Gefangenenlagern schlechter behandelt worden als Tiere. Sie hatten mit angesehen, wie ihre Eltern geschlagen und mißhandelt worden waren, oder waren aus den Armen ihrer Mütter gerissen und dann an verängstigte Fremde übergeben worden - jahrelang von Hand zu Hand gereicht. Sie trauten keinem: Sie waren böseartig. Ihre Hüter mußten unendlich viel Geduld aufbringen.

Um Mitternacht, im Mondschein, hatte Jean-Luc sie nach draußen in die abgeschiedene Schlucht geführt, um ein bißchen frische Luft zu schnappen. Jetzt kehrten sie zurück zum westlichen Felsen, zum Durchgang im Felsen unter dem verfallenen Hauptturm. Der Tour de Garde wurde von Scheinwerfern angestrahlt. Die Kinder waren geübt im Stillschweigen, aber auch in den gefährlichsten Situationen! \var ihnen nicht zu trauen. Jess nahm einen gedämpften schrillen Schrei wahr und hörte Jean-Luc murmeln: „*Marcel, du kleiner Teufel, laß das sein ... Lili,*

in seiner Stimme.

Plötzlich flammten Scheinwerfer auf, Augen von Monstren funkelten. Da kamen Autos auf dem Weg, der zu den Ruinen führte. Das durfte nicht sein. Jess sah Jean-Luc jäh anhalten, hörte ihn schwer atmen und spürte den Schreck und das Entsetzen, die ihn durchfuhren. Sie sah, wie er die Kinder zu beruhigen versuchte, und hörte ihn wie rasend flüstern: „*Seid still, schnell, habt keine Angst, es ist alles in Ordnung...*“

Aber nichts war in Ordnung. In den Bäumen versteckten sich Treiber, Männer in Uniform, die zuversichtlich auf ihre Beute vorrückten. Jean-Luc gab es auf, zum Eingang der Geheimgänge zu gelangen. Er wußte, er würde versperrt sein wie ein Fuchsbau, und er rief: „*Lauft, alle! Lauft und versteckt euch ...*“ Er schnappte sich Rachel, die unberechenbare kleine Diebin, packte Marcel bei der Hand und versuchte zu rennen, wobei Rachel auf seinem Arm wie eine Furie kämpfte und Marcel in die Hand biß und krallte, die das dürre Handgelenk des Jungen umklammerte ...

„*Renn!*“ schluchzte Jess. „*Rette sie!*“

Aber Jean-Luc konnte die Kinder nicht retten, und Jess blieb nichts anderes übrig, als endlich den Teil des Alptraums zu verfolgen, den er ihr nie zuvor offenbart hatte. Sie wurde Augenzeugin des wahren Geschehens an jenem Augustabend vor fünfzig Jahren im Schatten des *donjon*, als die schrecklichen Kinder und ihr Hüter mit dem Bösen Versteck gespielt hatten.

Vor ihren Augen sah sie die zusammengetriebenen Kinder, unter ihnen Jean-Luc. Sie sah ihn, wie er in der Polizeistation gewaltsam von Rachel und Marcel getrennt wurde.

Marcel weinte: *Jean-Luc, Jean-Luc*". Doch als die Männer in Uniform die beiden auseinandergerissen hatten, rief er: „*Verräter! Drecksstück! Wieviel Geld hast du für uns gekriegt? Verräter...!*“

Sie sah Jean-Luc in der Haftzelle auf dem Feldbett mit der grauen Decke sitzen und auf den Spion in der Eisentür blicken. Sie wußte, was er sah, als er ins Leere hinter der Tür starrte: jene Augen, jene ausgestreckten Hände. Jean-Luc war nicht schuldig, doch sie begriff, warum Schuld und Scham ihn verfolgten. Der Hüter hatte die Kinder nicht verraten, aber sie würden in dem Glauben sterben, daß er der Verräter war.

Und dann befand sich Jess wieder am Portal der Kapelle und spürte die dunkle Kälte des Dezemberabends um sich herum. Sie war aus dem Alptraum eines anderen Menschen erwacht.

„Jean-Luc?“

Er war fort. Sie war allein.

Sie vergrub das Gesicht in ihren Händen und begann zu weinen.

„*Warum ich? Warum ich?*“

Niemand antwortete. Sie legte die Tabaksdose wieder in den Brokatbeutel und faltete ihre Zeichnungen von der Krone, ihre nutzlosen Anstrengungen, zusammen. Ihre Vorstellung von *la couronne* war allem Anschein nach völlig falsch gewesen. Sie stopfte die Zettel und den Beutel in die Tasche und sah auf die Armbanduhr. Es war, an einem Abend zwei Wochen vor Weihnachten, sechs Uhr in London.

Sie kletterte über das Tor. Die Straße war noch immer menschenleer. Sie ging schnell und warf oft einen Blick

über die Schulter. Ein leichter kalter Wind war aufgekommen und raschelte wie das Trippeln kleiner Füße. Als sie eine hell beleuchtete Straße voll Verkehr und Menschen erreichte, drehte sie sich plötzlich um und rief: *„Läßt mich in Ruhe!“*

Ein Paar hielt an, ein Mann und eine Frau in warmen hellen Wintersachen. „Belästigt dich wer?“ fragte der Mann.

„Nein“, sagte Jess. „Danke.“

Sie wartete draußen vor dem Kino, als Noelle auftauchte.

Die hellen Lichter beschienen Noelles dunkles Gesicht, das aus der Menge zum Vorschein kam. Jess blickte starr. *Angenommen, sie wären hinter dir her, Noe, dachte sie. Angenommen, sie wären hinter dir her, weil du anders bist - um dich in die Lager zu bringen wie diese Kinder. Was würde ich tun?*

*Was würde ich tun?*

„Na“, sagte ihre Freundin, die ankam und sie musterte. „Du siehst nicht gerade aus, als hättest du eine megaklasse Zeit gehabt.“

„War der Film gut?“

„Er war nicht schlecht.“ Noelle war nicht gut aufgelegt. „Wenn du Spaß dran hast, allein ins Kino zu gehen. Was ichnichthab!“

„Es tut mir wirklich leid, Noe, und ich schulde dir ewige Dankbarkeit...“ Jess brach den Satz ab und sah scharf in die Menge der Kinobesucher.

„Was ist los? Hat dich wer gebissen?“

„Nein ... ich dachte, ich hätte jemanden französisch sprechen hören.“

Noelle schaute verwirrt. „Hm, warum nicht? Wir sind

hier mitten in London. Es wimmelt von Ausländern, das ganze Jahr über."

„Mag sein", murmelte Jess. „Entschuldige."

Noelle seufzte. „Willst du Pommes frites?"

„Nein danke, Noe. Ich seh'jetzt besser zu, daß ich nach Hause komme." Noelle stand eine Erklärung zu, aber sie war die Letzte, die an Geister glaubte. „Hör zu, ich werde dir's erzählen, ich versprech's. Aber ... nicht jetzt."

„Okay. Du siehst miserabel aus, muß ich sagen. Gute Nacht. Kommt gut nach Hause."

Sie konnte Noelles Augen in ihrem Rücken spüren, bis sie um eine Ecke bog und das Kino außer Sicht war. Der beleuchtete Eingang ihrer U-Bahn-Station lockte sie. *War der Film gut?* Sie sagte die unschuldigen Fragen ihrer Eltern auf. *Ja, schon. Ein bißchen zugruselig...* Vielleicht hatten sie sich ja auch einen Liebesfilm angesehen. Sie hätte mit Noelle reden und sich absprechen sollen, um was für eine Art von Film es sich handelte, aber sie hatte es vergessen. Nicht einmal an den Filmtitel konnte sie sich erinnern. Irgendwie würde sie es schon hibekommen, es schien nicht wichtig.

Die gekachelten Wände in dem fahlen Licht unter der Erde ließen sie an Gefängnisse denken. Als sie die letzte Treppenflucht erreichte, fuhr gerade ein Zug ab. Ein zerknüllter Zeitungsbogen flatterte über den Bahnsteig. Es sah aus, als wickelte ein Kind mit dürren Armen ihn sich zum Schutz gegen den Wind um den Kopf.. Sie zuckte zusammen und schloß die Augen.

Sie war als Augenzeugin auserkoren worden, und jetzt kannte sie die Wahrheit. Jedem, der sie fragte, konnte sie erklären: *Jean-Luc Batiste hat die jüdischen Kinder nicht verraten, die im A ugust 1943 in der Stadt Rochers in seiner*

*Obhut* waren. Aber wer würde fragen, nach all diesen Jahren? Und wer würde je Jess' Geschichte glauben?

„Die guten und die schlechten Dinge sind eng verflochten...“

Das hatte Jean-Luc zu ihr gesagt. Es war eine Erklärung für gar nichts.

Aber warum ich? dachte sie. *Warum ich?*

# Sechs

Sie hätte sich nicht zu sorgen brauchen, keiner fragte sie nach dem Film. Als Jess von draußen hereinkam, trug sie einen Schwall kalter Luft in einen unglaublich heimeligen Schauplatz. Ihre Eltern und Paddy bastelten Weihnachtschmuck. Alles war übersät mit Schnipseln bunten Seidenpapiers sowie Scheren, Klebstoff und Glitzerstaub.

„Jess! Wie findest du sie?“ rief ihre Mutter fröhlich und hielt zwei Sterne aus Seidenpapier hoch. „Ich habe das Muster aus einer Zeitschrift abgesehen. Man klebt sie ans Fenster, damit das Licht hindurchscheint.“

Jess hatte ihre Eltern noch nie so weihnachtsmäßig erlebt. Normalerweise fuhrten sie sich auf wie die meisten Leute - ächzten und stöhnten über all die Plackerei und ließen, um die Sache erträglicher zu machen, hin und wieder Feststimmung aufblitzen. Aber sie wußte, warum sie sich diesmal hineinziehen ließen. Adam zuliebe. Es würde nicht mehr viele normale Weihnachten geben. Im nächsten Jahr oder im übernächsten war Adam vielleicht völlig hilflos, und bald, zu bald, würde es das letzte aller Weihnachten sein.

Sie schluckte schwer. „Sie sind schön. Wo ist Adam?“

„In seinem Zimmer“, sagte Dad.

„Denk dran, anzuklopfen“, warnte Mum fröhlich. „Ich glaube, er packt Geschenke ein.“

Jess klopfte an. Er rief sein übliches gebieterisches „Herein!“.

Er *hatte* Geschenke eingepackt. „Warte da! Aber die Augen brauchst du nicht zuzumachen.“ Er sauste mit dem

Bürostuhl hin und her, versteckte seine Päckchen und lachte. Über ein Ohr hatte er sich einen Streifen Lametta gehängt. Jess bewunderte die Art, wie er mit dem Stuhl herumwirbeln konnte ... in seinem elektrischen Rollstuhl war er darin auch gut. Manchmal dachte sie nicht daran und hatte die Idee, er könnte beim Rollstuhl-Marathon mitmachen, so wie er fährt. Aber Adam würde nicht gut im Rollstuhlfahren werden, die Salersche Myasthenie führte zu einem anderen Ende.

Er würde bald ins Erdgeschoß umziehen müssen, und das wäre der Anfang vom Ende.

„Ich brauche deinen Rat“, sagte sie.

Adam legte vielsagend eine Augenbraue schief. „Schon wieder? Ich dachte, der letzte hätte dir nicht gefallen ... Geht's um dasselbe Problem?“

Sie steckte ihre Hände in die Taschen und sah zur Tür.

„Nicht ganz.“

„Du hast keinen Ärger mehr mit dem gespenstischen Verehrer?“

„Kann ich's dir bitte einfach erzählen?“

Adam kam angesaust und sah sie fest an.

„Aber es geht wieder um Geister und Visionen?“

Auch wenn er es leichthin sagte, konnte sie erkennen, daß er sich ernstlich Sorgen um sie machte. Sie fühlte sich scheußlich, so wie sie neulich hingegangen war und ihm mitten in der Nacht das ganze Zeug aufgetischt hatte - als ob er nicht schon genug hatte, was ihn nicht schlafen ließ. Aber diesmal hatte sie sich zurechtgelegt, was sie ihm erzählen wollte. Er sollte sich nicht weiter wegen eines Nervenzusammenbruchs seiner Schwester Sorgen machen.

„Nein ... ich habe es neulich nachts nicht besonders gut

erklärt. Um so was geht es nicht. Es geht um Eigentum, das jemand verloren hat und das ich zurückgeben muß."

Sie setzte sich aufs Bett.

„Es ist schwierig. Ich habe die Sachen seit langem, aber ich wußte nichts davon und habe keine Ahnung, wie ich den Besitzer aufspüren soll. Ich weiß bloß, daß er sie wiederhaben möchte - will. Nur seinen Namen kenne ich. Er heißt Jean-Luc Batiste, und er wohnt irgendwo in der Nähe von Rochers, wo wir im August Ferien gemacht haben."

Adam nickte und sah erleichtert aus. „Der übliche Weg", begann er, „wenn du es nicht bei der Polizei versuchen willst, gibst du eine Anzeige in der Zeitung auf..." Er hielt inne, sein Gesichtsausdruck veränderte sich vollkommen.

*„Jean-Luc Batiste? Der Arzt Jean-Luc Batiste?"*

„Arzt? Sein Vater war Arzt... Sein Vater war Arzt und seine Mutter Apothekerin in einer kleinen Stadt in der Nähe von Rochers. Ich weiß den Namen der Stadt nicht, aber da ist ein Fluß ..."

„Aulne-sur-Die", ergänzte Adam.

Er schaute sehr merkwürdig, fast ärgerlich.

„Aber er ist nicht alt genug, um selbst Arzt sein zu können."

„Nicht alt genug?" sagte Adam. „Er ist fast siebzig."

Er starrte sie wieder lange mit dem gleichen mißtrauischen, fast aufgebrachtten Ausdruck an. Dann drehte er den Stuhl zu seinem Schreibtisch, öffnete eine Schublade, zog einen Ordner aus dickem, festem Papier heraus und setzte ihn auf ihren Knien ab.

„Dr. Jean-Luc Batiste. Der Jean-Luc Batiste, den ich kenne, ist ein französischer Wissenschaftler, das heißt war."

Er war Pädiater, Kinderarzt, und Molekularbiologe und ist berühmt auf seinem Fachgebiet. Du mußt den Namen von mir gehört haben, oder von unseren Eltern. Er hat an einem Heilmittel für die Salersche Myasthenie gearbeitet und stand kurz vor der Entwicklung eines künstlichen Modells des defekten Gens. Das künstliche Gen sollte so beschaffen sein, daß es in ein Virus eingesetzt werden kann, mit dem man Leute wie mich infizieren kann. Das Virus reproduziert sich selbst - kopiert sich, du verstehst?"

Sie nickte.

„Und das Gen wird damit auch kopiert, der Teil, der den Kode für das fehlende Protein in der Hülle der Bewegungsnerven enthält. Ich rede nicht von einem Heilmittel, das es in zwanzig Jahren geben wird, sondern von einer wirksamen Behandlungsmethode, die mir das Leben hätte retten können. Aber Batiste gab auf, seine Mitarbeiter wurden entlassen. Ich begreife das nicht, Jess. Machst du dir einen Scherz? Es ergibt keinen Sinn.“

Jess schaute starr. „Ich wußte nicht...“

„Nein“, fauchte Adam noch immer ärgerlich. „Das liegt drei Jahre zurück. Da warst du zehn, wieso solltest du es also wissen? Die Forschung ist seither in verschiedene Richtungen gegangen, keiner hält mehr das, was Batiste versucht hat, für durchführbar.“

Jess öffnete den Ordner. Darin befanden sich Kopien von Medizinzeitschriften, Unterlagen von Konferenzen. Einige davon waren auf französisch, andere auf englisch... Ihr drehte sich alles vor Verwirrung.

„Jean-Luc ist alt. O ja.“

„Was redest du für unsinniges Zeug? Weltklasseforscher werden älter, so wie alle anderen Menschen auch, ich meine, alle Normalen. Erinnerst du dich an den Tag,

als wir in Rochers waren und Mum, Dad und ich weggefahren sind? Wir waren auf dem behindertengerechten Campingplatz von Rochers, weil es von dort nicht weit nach Aulne-sur-Die ist. Wir haben es für uns behalten, weil uns klar war, wie blöd es von uns war, und weil wir euch Kleine nicht damit belasten wollten. Wir sind nach Aulne-sur-Die gefahren und haben angefragt, den großen Mann besuchen zu dürfen. Keine Ahnung, was wir zu erreichen geglaubt haben. Mein Lebtage bin ich mir nicht so idiotisch vorgekommen. Seine Haushälterin hat uns an der Tür abgewiesen. Mum war völlig aufgebracht."

„Ich erinnere mich“, flüsterte Jess mit hohler Stimme.

„Was also willst du mir erzählen?“

Jess schloß den Ordner, er half ihr nicht weiter. „Ich bin verwirrt.“

„Ich auch!“

Mit ungefähr sechs war sie das letzte Mal so kurz davor gewesen, sich mit Adam richtig in die Haare zu geraten.

„Ist ihm etwas zugestoßen?“ flehte sie. „Im Krieg, im Zweiten Weltkrieg, als er jung war? Etwas Schreckliches?“

Adam in seinem Stuhl schien sehr still zu werden.

„Du weißt es wirklich nicht?“

„Ich weiß einen Teil. Aber bitte erzähl's mir, Adam.“

Schließlich entspannte sich sein Gesichtsausdruck, so als glaubte er endlich, daß Jess nicht irgendein dummes Spiel spielte.

„Während des Kriegs war Rochers eine Station auf einer sogenannten ‚Untergrundbahn‘. Im August 1943 kam eine Gruppe jüdischer Kinder hindurch, auf der Flucht über die Berge rüber in die Schweiz. Aber es ging schief. Die Kinder mußten länger in Rochers bleiben, als geplant

gewesen war, und die Hüter der Kinder bekamen es mit der Angst zu tun. Ihr Versteck befand sich in den Geheimgängen unter dem zerstörten Teil der Burg. Jean-Luc Batiste war siebzehn, unterwareinervondenjungen Leuten, die bestimmt worden waren, auf die Kinder aufzupassen. Eines Nachts kamen die Nazis und haben die Kinder zusammengetrieben. Jemand hatte sie verraten."

„Das war nicht Jean-Luc!"

Ihr Bruder sah sie neugierig an.

„Batiste wurde zusammen mit den Kindern inhaftiert", fuhr er fort. „Er wurde zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt. Die Kinder sind alle umgekommen. Er hat überlebt und wurde Kinderarzt. Später ging er in die Forschung und war kurz vor der Entdeckung eines Heilmittels für meine Krankheit. Aber dann, vor drei Jahren, gab es einen Skandal. Jemand hat ein Buch geschrieben über Kollaborateure im Zweiten Weltkrieg: über Leute, die den Nazis geholfen hatten oder selbst Nazis gewesen waren und ungestraft davonkamen. Eine der Enthüllungen war, Dr. Jean-Luc Batiste hätte als Siebzehnjähriger diese Kinder verraten und wäre dafür verantwortlich gewesen, daß zweiundzwanzig Kinder, die ihm anvertraut waren, in die Todeslager geschickt wurden."

„Das ist nicht wahr!"

„Das hat auch niemand angenommen", sagte Adam. „Der Verfasser des Buchs hat später zugegeben, in dem Fall die Unwahrheit behauptet zu haben. Einige seiner Geschichten stimmten, aber manche waren reiner Skandaljournalismus. Wegen einer anderen Denunziation mußte er ins Gefängnis, aber Dr. Batiste benahm sich merkwürdig, dafür daß er unschuldig war. Er hat nicht Klage eingereicht, sondern seine Arbeit aufgegeben und es abge -

lehnt, sich zur Wehr zu setzen. Er ging zurück nach Aulnesur-Die, wo er mehr oder weniger im Verborgenen lebt und kaum aus dem Haus geht. Das ist die ganze Geschichte, Jess." Adam schaute streng. „Jetzt erzählst du mir, was du damit zu tun hast."

Jess zog den Brokatbeutel aus ihrer Tasche. Sie nahm die Tabaksdose heraus, öffnete sie und gab sie ihm.

„Dies ... dies hab' ich gefunden, als wir in Rochers waren. Ich hab' es in meinen Rucksack gestopft und nicht mehr daran gedacht. Ich hatte es vergessen, aber heute, als wir den Weihnachtsschmuck heruntergeholt haben, ist es wiederaufgetaucht, und er möchte es wiederhaben, denke ich."

Adam nahm die vergilbten Zeitungsausschnitte, den Stofflumpen und die Namensliste heraus und drehte sie auf seinen Knien um. Jess fiel auf, wie sanft seine unbeholfenen Hände sein konnten - und wie dünn er geworden war. Ihre Eltern machten jeden Tag stundenlang Physiotherapie mit ihm, aber es genügte nicht. Nichts würde genügen, nur ein Wunder.

Adam betrachtete schweigend die Zettel. Im Badezimmer nebenan lief Badewasser. Sie konnten Paddys fröhliche Stimme hören und Mums leisere Antworten.

„Ich glaube, du hast recht", sagte Adam leise und las. „Er sollte diese Dinge bekommen. Offenbar zeigen sie auf, was mit einigen von den Kindern passiert ist ... arme Teufel. Armer Dr. Batiste."

„Was sollen wir machen?"

„Sie ihm schicken natürlich." Adam zögerte. „Sie dürfen auf keinen Fall in der Post verlorengehen. Wir könnten ihn anrufen, ich hab' die Nummer."

Jess fühlte das Blut aus ihrem Gesicht weichen.

„Nein!“ Dieses Gespräch konnte sie sich nicht vorstellen.

Er nickte. „Du hast recht. Ich würde auch von keinem Fremden wegen dieser Sache angerufen werden wollen. An dieser Haushälterin werden wir jedenfalls nicht vorbeikommen. Wir können Kopien machen und sie ihm zusammen mit einem Brief schicken.“

Jess schluckte schwer. „Dann schreib du. Aber schreib ihm, daß ich, Jess Raven, den Schatz gefunden habe.“

Adam schaute ein wenig überrascht. „Sicher, ich schmücke mich doch nicht mit fremden Federn.“ Er seufzte. Mit ungeschickten Händen schloß er den Deckel der Tabakdose mit den empfindlichen Überresten. „Was für ein Zufall. Ich muß unbedingt mit dem großen alten Mann der Saler-Forschung reden, und da findest du seine Andenken aus der Kriegszeit.“

„Ja“, stimmte sie zu. „Wenn das nicht merkwürdig ist.“

Zu ihrer eigenen Verwunderung brach Jess in Tränen aus.

Weihnachten kam ihnen dazwischen, wie es meistens dazwischenkommt, wenn es gerade nicht paßt. Adam schrieb im neuen Jahr an Dr. Batiste. Jess hatte Geburtstag, das Leben ging seinen Gang. Wochenlang hörten sie nichts von ihm. Sie waren froh, daß sie es ihren Eltern nicht erzählt hatten, sie wären bestimmt aufgeregt gewesen über diese Chance, persönlichen Kontakt mit dem großen Forscher aufzunehmen - und einmal mehr enttäuscht. Über ihre eigene Enttäuschung sprachen Jess und Adam nicht miteinander.

Jess war verwirrt, aber nicht überrascht. Jean-Luc war ohne jede Erklärung aus ihrem Leben verschwunden, wie

sie es immer vorausgeahnt hatte. Sie ging nicht noch mal in den französischen Garten, weil er sie dort, das wußte sie, nicht wieder erwartete.

Doch Ende Februar kam ein Brief. Er war an ihre Eltern adressiert, und sie, Adam und Jess wurden nach Aulne-sur-Die eingeladen. Dr. Batiste war sehr, sehr dankbar, daß sein verlorengegangener Besitz gefunden worden war, und wollte, daß Jess selbst ihn übergab. Und er wollte Adam kennenlernen, an dessen Namen er sich erinnerte. Er bedauerte, daß er die Ravens im August nicht hatte empfangen können.

Über eine solche Einladung diskutiert man nicht. Es dauerte noch mal ein paar Wochen, um alles zu organisieren: einen Flug buchen und ein Auto am Ziel der Reise mieten, für Paddy planen, daß er eine Woche bei der Familie von Dads Schwester bleiben konnte ... lauter solche Sachen. Jess' Schule und Adams College sahen kein Problem darin, beiden eine Woche freizugeben.

Es war ein milder Tag im März, als sie in Aulne-sur-Die ankamen. Der Fluß verlief neben der Hauptstraße und dann durch Felder. Jess verfolgte seinen Lauf durch das Fenster des geliehenen Renault. Am Kieselsteinufer standen Weiden, deren Zweige über dem Wasser hingen. Keiner hatte auf der Fahrt viel gesprochen. Als Aulne näher kam, verstummten alle. Sie überquerten eine Brücke, und der Fluß verschwand hinter den Häusern. Der Anblick einer französischen Stadt zu Frühlingsbeginn war eigenartig. Aulne war ein verschlafenes Nest, friedlich und malerisch.

Ihre Mutter fuhr und fand den Weg zu Dr. Batistes Haus ohne Probleme. Sie stiegen aus. Adam nahm nicht den

Rollstuhl, sondern ging, bemerkenswert sicher, an seinem Stock. Jess betrachtete das alte Holzhaus, den durch die Zeit zart getönten Putz zwischen dem Fachwerk, das mit braunen Ziegeln gedeckte Dach. Es lag direkt an der Straße, aber es gab einen Seiteneingang mit einem Portal darüber. Sie warf einen kurzen Blick auf das Gartentor.

„Was ist los, Jess?“

„Nichts.“

Die Haushälterin führte ihre Eltern und Adam nach oben in Dr. Batistes Studierzimmer. Jess wurde gebeten, unten zu bleiben.

Sie wartete in einem mit dunklem Holz getäfelten Zimmer, und das Fenster mit den kleinen Glasscheiben ging auf den Garten hinaus, wo am Ende des Rasens der Fluß vorüberfloß. „Rittersporn“, flüsterte sie. „Fackellilien.“ In den langen Beeten blühten Krokusse und Frühnarzissen.

„Es ist ein englischer Garten“, sagte Dr. Batistes Haushälterin. „Madame, Monsieurs Mutter, hat ihn angelegt. Sie liebte die Gartenarbeit. Monsieur auch; sie ist ihm ein großer Trost.“

Jess berührte die Rückseiten der Stühle mit den ledergepolsterten Sitzflächen. Auf dem Tisch lag kein samtener Läufer. Eine Vase mit frühblühenden Pflaumenzweigen stand auf einem leuchtendbunten Untersetzer. Sie betrachtete einen Kupferstich an der Wand und fragte auf französisch: „Ist das die Burg?“

„Ja, von der Stadt her gesehen. So hat sie vor hundert Jahren ausgesehen, und so hat sie auch noch ausgesehen, als Monsieur und ich jung waren. Wir Kinder kannten die Ruinen in- und auswendig ...“

Unter dem Kupferstich stand auf einem kleinen Tisch an der Wand Zierat, darunter eine emaillierte Schnupfta-

baksdose. Das Bild auf dem Deckel zeigte eine Dame und einen Herrn in Kleidern des achtzehnten Jahrhunderts, eingerahmt von einem Kranz aus Zweigen.

„Darf ich etwas hochnehmen, Madame?“

„*Biensür, Mademoiselle*“

Die junge Dame trug einen apfelgrünen Rock mit Zweigmuster über einem goldenen Reifrock. Ihr Gefährte war in Blau und Rot gekleidet, den Hut unter dem Arm. Ein schlanker Degen hing, wie ein Spielzeugschwert, an seiner Seite herab. Jess betrachtete ihn, und ihr wurde immer seltsamer zumute. Sie erinnerte sich an das, was Jean-Luc bei ihrem letzten Treffen zu ihr gesagt hatte.

*Du bist in meinen Traum getreten. Ich träume auch jetzt.*

„Armer Monsieur“, seufzte die Haushälterin. Sie war eine große Frau mit würdigem Auftreten. In ihrem dunklen Haar war keine Spur Grau, aber sie mußte alt sein, wenn sie wie Jean-Luc damals noch klein gewesen war. „Sie kennen die Geschichte sicher. Wie er gelitten hat. Es gibt Leute in ebendieser Stadt, die über ihn tuscheln. *Salopards!* Als wüßten wir nicht, so wie alle, die diese Zeiten mitgemacht haben, was angerichtet wurde - und von wem. Die Leute sagen, laßt den Alten in Ruhe, was hat es für einen Wert. Aber sie haben Monsieur nicht in Frieden gelassen, obwohl er unschuldig ist. Er hat niemanden verraten!“

„Ich weiß.“

Heute war die Haushälterin nicht der Drachen, der Adam und ihre Eltern abgewiesen hatte. Sie lächelte mit warmen Augen. „Sie verstehen mich gut, *petite*. Das ist ungewöhnlich für euch Engländer.“ Sie kam, besah sich kritisch den Zierat und vergewisserte sich, daß Jess die Tabaksdose wieder genau an ihren Platz gestellt hatte.

„Es würde ihm besser bekommen, wenn er wieder arbeitete. Er hat Energie, untätig zu sein ist eine Qual *für* ihn. Er interessiert sich für den Fall deines Bruders, was ich mit Freude sehe.“

Ein Summer ertönte. Die Haushälterin ging nach oben. Jess setzte sich auf einen der gepolsterten Stühle, schaute sich um und erblickte überall Gegenstände, an die sie sich erinnerte, die Bilder, die in Jean-Lucs Träume verflochten gewesen waren. Madame kam wieder. „Sie sollen hinaufgehen, Mademoiselle.“

Das Studierzimmer war ein altmodisches Sprechzimmer, an den Wänden Bücherregale mit Glasfront. Es gab eine grüne Ledercouch und einen Koffer mit veralteten medizinischen Instrumenten auf einem massigen glänzenden Schreibtisch. Neben den Fenstern, die auf den Garten hinausgingen, stand ein sehr viel modernerer Schreibtisch mit einem Computer. Ein grauhaariger Mann in abgetragener brauner Tweedkleidung stand mit dem Rücken zu Jess. Adam saß in einem Lehnstuhl und sah ziemlich mitgenommen aus, als hätte er einen Schock erlebt, der noch immer nachwirkte.

„Lassen Sie mich nun noch einen Scheck über Ihre gesamten Reisekosten ausschreiben“, sagte der grauhaarige Mann, als Jess eintrat. Er sprach gut Englisch und schien beim Sprechen zu schreiben, denn er richtete sich auf und übergab Jess' Mutter ein Stück Papier.

„O nein“, protestierte Dad, der neben Adams Stuhl stand. Ihre Eltern schauten beide benommen drein, als hätten sie genau wie Adam einen Schock davongetragen. „Kommt nicht in Frage. Es ist viel zuviel...“

„Unsinn. Sie haben wenig Geld“, sagte Dr. Batiste energisch. „Ich habe welches, es ist nicht der Rede wert.“

Ich interessiere mich für den Fall, und ich stehe in Ihrer Schuld." Über die Schulter sah er Jess an. Seine grauen Augen wirkten wie Silbersplitter in dem gefurchten braunen Gesicht. „Für immer.“

Mum, wie immer die Vernünftige, faltete den Scheck zusammen und steckte ihn weg.

„Vielen Dank. Sie haben recht, wir haben wenig Geld.“

„Und das ist Jessica.“

„Ja“, sagte ihre Mutter unbehaglich. Als der Brief aus Frankreich gekommen war, hatte sie ihren Eltern das gleiche erzählt, was sie Adam erzählt hatte. Es war ihnen unangenehm, in Dr. Batistes Probleme hineingezogen zu werden, auch indirekt. „Und sie hat etwas - etwas, das Ihnen gehört.“

Dr. Batiste sah das junge Mädchen ernst an.

„Ich hätte schneller auf den Brief deines Bruders antworten sollen. Aber ich war wie gelähmt. Es war hart, der Wahrheit ins Auge zu sehen.“

„Ich weiß“, sagte sie. „Für mich auch.“

„Vor Jahren“, fuhr er fort, „als ich oft in London zu Besuch war, habe ich einen Ort des Gedenkens an die Resistance entdeckt: einen Garten - man stößt unerwartet darauf - zwischen sehr eintönigen kleinen Straßen. Er bedeutete mir sehr viel und wurde mein Zufluchtsort. Ich glaube, du weißt das?“

„Ja.“

Sie gab dem alten Mann, der die Augen des jungen Jean-Luc hatte, den Brokatbeutel. Er nahm ihn mit einem leichten Nicken und legte ihn zur Seite.

„Und du hast noch etwas?“

Sie reichte ihm ein paar zusammengefaltete Zettel.

Er faltete sie auseinander und seufzte leise und lange.

„Ah. *La couronne*." Er blickte hinüber zu Jess' Eltern.

„Sie wissen das nicht, aber so habe ich das Gen genannt, das wir nachzubilden versucht haben, weil seine komplizierte Form mich ein wenig an die kleine *couronne*, den verlorenen Schatz von Rochers, erinnert hat. Wenn Sie die Burgkapelle besucht haben, werden Sie die ‚Heilige Muttergottes der Kapelle‘ gesehen haben. Die Dornenkrone aus Juwelen, die sie hält, ist eine Nachbildung, das Original wurde zerstört. Meine Ausführungen zu dem Molekül, die ich entdeckt und wieder verloren habe, sind im großen und ganzen die hier. Bitten Sie mich nicht um eine Erklärung, manche Dinge lassen sich nicht erklären, und Ihre Tochter hat sie wiedergefunden."

Er wandte sich Jess zu. „Jessi, wir müssen daran arbeiten. Ich muß dir meine Bilder von *la couronne* zeigen."

*Jessi*, hatte er gesagt, mit „i“, wie nur Jean-Luc ihren Namen aussprach. Und sie erkannte, daß er wirklich *ihr* Jean-Luc war.

„Jess hat sie gefunden?" wiederholte Dad verwirrt. „Das Bild und auch die anderen Dinge?"

Jean-Luc übergang die Frage, er studierte Jess' Skizzen. „Vor drei Jahren hatte ich sie noch klar vor Augen, Ich hatte *la couronne* vor meinem geistigen Auge gesehen, aber bloß für den Moment einer Vision. Als es zu dem Skandal kam, hatte ich sie noch nicht zu Ende gebracht, und die Vergangenheit senkte sich über mich wie eine Wolke und machte mich blind - ich hatte sie vergessen."

Er sah Jess an. „Manchmal überkommt uns die Antwort auf ein Problem im Schlaf, wenn der Verstand seine Beschränkungen aufgibt. Manche Philosophen behaupten, daß wir in unseren Träumen in eine Welt gelangen können, in der sich gleichgesinnte Geister treffen. In diesem Land

der Seele können unerträgliche Dinge geboren werden, Unverzeihliches kann verziehen werden ... und Visionen können geteilt werden."

Jess dachte an die Krone aus glühenden Juwelen, die in dunkler Luft hing, an die Gerüche in der Kirche nach Weihrauch und feuchtem Stein und an die flackernden Kerzenflammen. Sie hatte die Wahrheit vermutet, obwohl sie sich nicht sicher gewesen war, bis sie ihn ihre Zeichnungen betrachten sah. Doch es waren die Kinder, die ihr in den Sinn kamen ...

„Sie haben sie nicht verraten!" rief sie.

„Ich war es nicht", flehte Jean-Luc. „Wer immer es war, laß es dabei bewenden, ich glaube, er ist vor Jahren gestorben ... Aber ich habe überlebt, und sie sind gestorben, so grausam, so jung. Jessi, ich war unschuldig, aber manchmal genügt es nicht, bloß nicht schuldig zu sein ..."

Der sonnige Raum wurde unwirklich, und sie waren wieder zusammen in der Dunkelheit jener Nacht. Die weinenden Kinder wurden wieder aus Jean-Lucs Armen gerissen. „Marcel", schluchzte Jess. „Gräßlicher, gräßlicher kleiner Marcel. Und Rachel und Simone mit den Zöpfen, die mich höhnisch angegrinst hat. Ich konnte sie nicht leiden. Wie schrecklich! Wie schrecklich!"

Sie waren allein und vergaßen alles andere, Tränen auf ihren Gesichtern. „Bis zu diesem Augenblick", flüsterte er, „gab es niemanden, der verstand - bis auf einen Engel in meinen Träumen. Aber es ist wichtig, daß du es weißt, Jessi: Es gibt keine rachsüchtigen Geister. Nur in meinen Alpträumen wurden sie zu Ungeheuern, die sich rächen wollten."

„Jetzt ist mir das klar", sagte Jess, „aber ich wurde von Ihren Träumen verfolgt, in denen alles verdreht war. Dar-

um habe ich die Kinder bis zum Schluß für Scheusale gehalten."

„Die Kinder sind so unschuldig wie eh und je. Was immer nach dem Tod geschieht, ihre Leiden sind vorbei, und sie weisen niemandem die Schuld zu. Ich habe mich selbst mit Wahngewalten gestraft, ich habe mich selbst verfolgt. Aber zu guter Letzt glaube ich, daß ich mir selbst verzeihen werde."

Frühlingssonnenlicht fiel auf die schweren Möbel des alten Studierzimmers und auf die Teppiche auf den glänzenden Dielenbrettern. Draußen im Garten sang eine Amsel, doch Jean-Luc und Jess erschien der Raum voller Schatten, der Schatten der Kinder. Sie bildeten sich und entschwanden langsam durch die von der Sonne erwärmte Fensterscheibe und über den Garten in den blauen Himmel.

*Marcel, Simone, Liliane, Jean-Claude, Jacques, Richard, Lea, Emile, Rene, Rachel, Henri, Victor, Marianne, Samuel, Gilbert, Claire, Jean-Marie, Ita, Jacqueline, Georges-Andre, Marie-Rose, Jean...*

„Mir waren ihre Namen entfallen", murmelte Jean-Luc. „Ich konnte es nicht ertragen, ihre Namen vergessen zu haben. Man muß vergeben, aber man darf niemals vergessen. Niemals..."

Jess setzte sich an den Schreibtisch, während Adam und ihre Eltern von der Haushälterin wieder nach unten geführt wurden. Dr. Batiste betrachtete ihre Zeichnungen von *la couronne* und Adams Farbausdrucke von der seltsamen dornigen Juwelenkrone. Er zeigte ihr seine Arbeit, die Arbeit, die er vor drei Jahren aufgegeben hatte. Sie bekam komplizierte dreidimensionale Bilder zu sehen, die sich

auf dem Computermonitor bewegten und drehten, und hörte ihm zu und beantwortete Fragen. Sie kam sich vor wie eine Zeugin auf einer Polizeistation, die sich bemühte, einem Phantombildzeichner Hilfen an die Hand zu geben, und nicht sicher war, ob sie wirklich eine Hilfe war. Sie war jung und nervös und fühlte sich ganz und gar nicht, als wäre sie mit *ihrem* Jean-Luc zusammen. Die Haushälterin brachte Tee und Gebäck, die sie nicht anrührten, sie waren zu beschäftigt. Es dauerte über eine Stunde.

Dann war es vorbei, und sie verabschiedeten sich. Im holzgetäfelten Flur schüttelte Jean-Luc allen Ravens die Hand. Jess war als letzte an der Reihe. Sie gaben sich feierlich die Hand - dann brachen plötzlich beide in Lachen aus und fielen sich in die Arme.

„Was hat das alles zu bedeuten?“ fragte Dad, als ihre Mutter das geliehene Auto anließ. „Du hast ein paar Unterlagen gefunden, die für den alten Mann wertvoll sind, soviel ist mir klar. Aber du hast eine Menge Zeugs geredet, das ich nicht verstanden habe, und uns schickt er weg, und dir zeigt er seine Forschungen, und dann steht ihr da und fällt euch in die Arme. Ich werde nicht schlau daraus.“

„Nörgle nicht an ihr herum, Chris“, sagte Mum nachdrücklich. „Denk daran, was wir bekommen haben - Hoffnung. Krittel nicht herum, sei dankbar.“

Jess wechselte einen Blick mit Adam und wußte, daß er, was immer in ihm vorging, seine Neugierde unterdrücken würde. Sie schaute nach hinten durchs Rückfenster. Jean-Luc stand im Eingang: ein alter Mann, der gelitten und das Leiden verwunden und noch Jahre der Arbeit vor sich hatte. Er drehte sich um und war fort.

# Nachwort

An ihrem einundzwanzigsten Geburtstag ging Jess in dem Haus, das sie mit drei anderen Studentinnen teilte, zum Frühstück nach unten und fand einen Stapel Karten und ein Päckchen vor. Wie üblich war sie spät dran. Sie setzte sich an den ziemlich schmutzigen Küchentisch, aß eine Scheibe Toastbrot und trank eine Tasse Kaffee und versuchte gleichzeitig, die Geschenkausbeute zu prüfen. Die anderen sausten um sie herum und zogen sich Mäntel, Schals und Handschuhe an. Es war bitter kalt draußen und hier drinnen auch nicht besonders warm - sie konnten sich hohe Heizkosten nicht leisten. Da waren eine Karte von ihren Eltern und Paddy (kleiner Geizhals, er hätte ja wohl eine eigene schicken können) mit einem Scheck; eine Karte von Adam, über dem kein Todesurteil mehr schwebte - er hatte mit dem Medizinstudium angefangen; eine Karte von Großmutter und eine von Noelle, zusammen mit einem Brief. Das kleine Päckchen hatte einen französischen Poststempel und war an sie zu Hause in London adressiert. Jemand - ihr Vater - hatte es neu adressiert und weitergeschickt. Jess betrachtete ihren Namen in der altmodischen gestochenen Handschrift.

„Jean-Luc“, murmelte sie.

Sie waren nicht wirklich in Verbindung geblieben. Es machte keinen Sinn. Er war Dr. Batiste, der große Forscher, und er war alt. Sie konnten einander nicht so begehnen, wie sie es im Garten getan hatten ... Jess' Gedanken wanderten zu dem älteren Mann, der an jenem Tag in Rochers hinten in der Kapelle gesessen hatte - und aufge-

standen und davongeeilt war, als sie sich zu ihm umgeschaut hatte. An ebenjenem Tag mußte Jean-Luc sein kostbarer Brokatbeutel durch das Gitter über der *oubliette* gefallen sein, um dann von Jess gefunden zu werden ... Es war eine merkwürdige Vorstellung, daß sie ihn bis auf diesen flüchtigen Augenblick nur ein einziges Mal getroffen hatte - eine Stunde lang in der Welt der Lebenden. Sie hatten so vieles zusammen durchgemacht! Oder jedenfalls hatte es so geschienen in dem seltsamen Intermezzo. Jess hatte nichts vergessen, aber sie hatte beschlossen hinzunehmen, daß sie ihren Jean-Luc nie wiedersehen und nie wieder von ihm hören würde.

Sie machte das Päckchen auf, nahm eine Lage Füllmaterial heraus und fand eine emaillierte Schnupftabaksdose aus dem achtzehnten Jahrhundert. In einem Rahmen aus grünen Zweigen lächelten zwei porträtierte Personen einander an: das Mädchen in einem mit goldenen Zweigen verzierten grünen Rock und einem goldfarbenen Reifrock; der junge Mann in Blau und Rot gekleidet, einen zierlichen Degen an seiner Seite. Sie hatte die beiden schon einmal gesehen. Vor langer Zeit in Dr. Batistes Haus in Aulne-sur-Die hatte sie diese Dose in die Hand genommen und sie betrachtet. Nichts sonst lag dabei, keine Karte, keine Nachricht. Sie drehte die Schnupftabaksdose herum und entdeckte eine neue Inschrift auf der goldenen Unterseite:

*J. etJ. Toujours.*

„Die ist hübsch“, sagte eine ihrer Hausgenossinnen und beugte sich herüber, um sie sich anzusehen. „Hey, was ist los, Jess? Hast du ein Gespenst gesehen?“ „Nein“, sagte sie. „Kein Gespenst...“

„Dann mach schon, Geburtstagskind. Wir kommen zu spät!“

Jess sprang auf und schlang das Toastbrot hinunter. Sie nahm ihr Geschenk, die Verpackung und ihre Karten, lief nach oben und verschloß alles sicher in ihrem Zimmer. Dann rannte sie wieder nach unten, schnappte ihre Bücher und ihre Tasche und stürmte in den verschneiten Morgen ... in die alltägliche Welt, in ihr Leben.

Aber auf der Tabakdose aus Email lächelte das Mädchen in dem mit goldenen Zweigen verzierten Rock weiter den in Rot und Blau gekleideten jungen Mann an. Diese Liebenden würden sich zusammen in ihrem Garten aufhalten, wie sie es durch Kriege und Revolutionen hindurch getan hatten. Was immer geschah, das würde sich nicht ändern. Es gibt eine Welt ohne Zeit. Immer.

### *Anmerkung der Autorin*

Auch wenn die Art der Erkrankung und das beschriebene gentherapeutische Verfahren Ähnlichkeiten mit der Wirklichkeit haben, gibt es die Salersche Myasthenie nicht. Nichts von dem, was über die fiktive Krankheit, ihre Ursachen und Behandlung gesagt wird, sollte als wissenschaftlich gesichert genommen werden. Die Stadt Rochers und das Château von Rochers-Jumeaux sind Phantasie, charakteristische Merkmale des erfundenen Château und seiner Traditionen finden sich jedoch im Château Royale von Loches, dem Château de Joux im Jura sowie in der Zitadelle von Besançon.

### *Danksagung*

Für den geschichtlichen Hintergrund zu Jean-Lucs Geschichte habe ich mich auf Paul Websters ausgezeichnetes Buch *Pétain's Crime* (Pan/Macmillan 1992) gestützt. Ich möchte Peter Gwilliam für Rat und Unterstützung danken, Rita und Des Jones, die das Manuskript gelesen und hilfreiche Kommentare und Korrekturen geliefert haben, sowie Gabriel Jimi Jones, dem ich die Geschichte von Jean-Luc und den Kindern erzählt habe, als wir im stürmischen Sommer '93 durch Frankreich reisten.